



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Klaus Störtebeker und sein Mythos in der DDR“

Eine Analyse anhand der beiden Texte

Die Vitalienbrüder von Willi Bredel und

Klaus Störtebeker von KuBa

Verfasser

Lucas Jenni

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im August 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 190 333 353

Studienrichtung lt. Studienblatt: UF Deutsch

Betreuer: Doz. Dr. Roland Innerhofer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
1. Historischer Überblick	5
1.1. Allgemeiner Überblick über das 14. Jahrhundert	5
1.2. Die Jahre 1361-1375	6
1.3. Die Jahre 1376-1389	8
1.4. Die Jahre 1389-1395	14
1.4.1. Die Vitalienbrüder	17
1.4.2. Die Likedeeler	18
1.4.3. Der Friede von Skanör und Falsterbo	22
1.5. Die Jahre 1396-1398	23
1.6. Die Jahre 1399-1400: Vitalienbrüder zu Gast bei den ostfriesischen Häuptlingen	24
1.6.1. Zur Situation in Ostfriesland allgemein	25
1.6.2. Die Ostfriesland-Expedition der Hanse	26
1.6.3. Störtebekers letzte Fahrt	27
1.7. Conclusio	32
2. Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung	34
2.1. Allgemeines	34
2.2. Geschichtsschreibung im Spätmittelalter	36
2.2.1. Chronisten schreiben (Störtebekers) Geschichte	37
2.3. Kulturbetrieb und Geschichtsschreibung in der DDR	41
2.4. Conclusio	52

3. Sage und Mythos	54
3.1. Allgemeines	54
3.2. Der Störtebeker-Sagenstoff	55
3.2.1. Allgemeines zur Sagenbildung	56
3.2.2. Einteilung des Sagenschatzes	56
a) Die Herkunft des Seeräuberhäuptlings und seine Namensgebung	57
b) Störtebekers Schlupfwinkel; seine Frauen und die daraus resultierenden „Familienverhältnisse“	59
c) Störtebekers Schätze und deren Verwendung	65
d) Störtebekers Gefangennahme und Enthauptung	69
e) Störtebekers Charakter und Eigenschaften	76
3.3. Conclusio	77
4. Textanalyse	80
4.1. Zur Entstehung der beiden Texte	80
4.2. Figurenanalyse	82
4.2.1. Der junge Klaus (Störtebeker) und seine Mentoren	82
4.2.2. Das Patriziergeschlecht Wulflam	90
4.2.3. Karsten Sarnow und Hermann Hosang	96
4.2.4. Der Vitalienbruder und Likedeeler Klaus Störtebeker und seine Mitstreiter	100
4.3. Conclusio	108
5. Resümee	111
Literaturverzeichnis	121

Anhang

Interview mit Dietrich Schlederer **126**

Abstract **129**

Vorwort

Störtebeker – berüchtigtster Pirat Deutschlands, Vitalienbruder und Likedeeler, Schrecken der Nord- und Ostsee, Kämpfer der Armen und Schwachen, Todfeind der Hanse, enthauptet am Grasbrook zu Hamburg im Jahre 1400 – oder war es etwa doch 1401?

Historiker und Störtebeker-Forscher sind sich nicht einmal über das genaue Todesjahr einig. So wenig ist über den sagenhaften Seeräuber bekannt. Und doch schmückt sein außergewöhnlicher Name unzählige Buchcovers und Filmtitel. Doch wie hieß er eigentlich wirklich? Nikolao? Clawes? Klaus? Oder doch Johan?

Zumindest der Name, mit dem sich der Seeräuberhauptmann seinerzeit bei den überfallenen Handelsleuten vorgestellt hatte, ist urkundlich erhalten. So beklagt sich im Jahre 1394 kein Geringerer als der englische König Henry IV., dass eines seiner Schiffe gekapert und geplündert wurde – und zwar von einem gewissen „Storbiker“.

Und so heißt es auch in der ersten Strophe des Störtebeker-Lieds, das um 1550 in niederdeutscher Sprache auf „fliegenden Blättern“ verbreitet wurde:

Störtebeker und Gödeke Micheel
De roveden beide tho glikten deel
Tho water und tho lande
So lange dat idt Gott vom Hemmel verdroth,
Do mosten se liden groten schande.

Da die historischen Quellen über den „bekanntesten“ Piraten Deutschlands nur sehr spärlich Auskunft geben, musste sich die (Geschichts)Dichtung seiner annehmen. Und das tat sie auch. Ganze 600 Jahre lang und mit beeindruckendem Erfolg. Ob fliegender Übermensch, „arischer“ Blut-und-Boden-Kämpfer oder deutsch-demokratischer Sozialrevolutionär – der literarischen Figur Störtebeker blieb fast nichts erspart. Das Mythengebilde „Klaus Störtebeker“ wuchs und wuchs.

So dichtete auch Willi Bredel 1940 in der Moskauer Nationalbibliothek ein Lied, das er in seinem Roman *Die Vitalienbrüder* (96) Störtebekers Piratenhaufen in den Mund legte, als diese gerade ihren nächsten „Feldzug“ gegen die reichen Pfeffersäcke planen.

Heraus soll man sie klaben
Aus ihren fuchsnen Schauben.
Die schlimme wölfsche Brut –
Zu Land mit Eisenwehre.
Zu Wasser – submergere:
Das stillt den Übermut –

1959 adaptierte Kurt Barthel (KuBa) ebendiese Strophe für seine dramatische Ballade. Im Anhang des Buches lobt er zudem den Autor Willi Bredel und bezeichnet seinen Roman als großartige Vorlage: „Von den Dichtern der jüngsten Zeit wird [er] den Gestalten Störtebakers und der Likedeeler am meisten gerecht.“ (*Störtebaker*, 194). Doch klarerweise ließ es sich der DDR-Nationaldichter nicht nehmen, seine eigene Geschichte über Klaus Störtebaker zu erzählen, wobei er strikten Spielregeln der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) folgte. In enger Zusammenarbeit wollte man nämlich einen neuen, DDR-dienlichen Störtebaker-Mythos schaffen.

Im Zuge der vorliegenden Arbeit soll dieser deutsch-demokratische Mythologisierungsprozess analysiert und dargelegt werden. Folgende Fragestellung bildet den Kern der Untersuchung:

Welche literarischen, politischen und historischen Elemente charakterisieren den deutsch-demokratischen Mythologisierungsprozess der norddeutschen Piratenfigur Klaus Störtebaker, und welche Auswirkungen haben sie auf den Mythenkomplex an sich?

Die Arbeit ist in vier Hauptkapitel gegliedert.

Im ersten Kapitel – **Historischer Überblick** – soll ein umfassender Einblick in das geschichtliche Wirken Störtebakers gegeben werden. Da über den norddeutschen Seeräuber nur sehr wenig urkundlich bekannt ist, wird diese Untersuchung in den historisch-politischen Kontext des 14. Jahrhunderts, der Blütezeit der Hanse, eingebettet. Zudem werden auch die Begriffe „Vitalienbrüder“ und „Likedeeler“, die stets im Zusammenhang mit Störtebaker genannt werden, etymologisch und historisch erklärt.

Im zweiten Kapitel – ***Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung*** – werden die Chronisten des 14. und 15. Jahrhunderts und ihre Aufzeichnungen hinsichtlich Störtebeker und der Hanse betrachtet. Spezielles Augenmerk wird dabei auf das damalige Verständnis von Geschichte, Historiographie, Dichtung, Wirklichkeit und Wahrheitsverständnis gelegt. Ebenso ist die Geschichtsauffassung der deutsch-demokratischen SED Teil der Analyse, im Speziellen die manipulierte und manipulierende Geschichtsschreibung als Traditionsstifterin und Legitimationsinstrument des Herrschaftsmonopols.

Das dritte Kapitel – ***Sage und Mythos*** – beschäftigt sich mit der Sagenfigur Klaus Störtebeker. Es werden einzelne Elemente der deutschen Störtebeker-Volkssage untersucht, die von den beiden Autoren KuBa und Willi Bredel in ihre Texte eingebaut wurden. Durch das Gegenüberstellen und Vergleichen sollen die von den Schriftstellern vorgenommenen Änderungen bezüglich des angestrebten Mythologisierungsprozesses Aufschluss geben.

Im vierten Kapitel – ***Textanalyse*** – sind die Ballade *Klaus Störtebeker* und der Jugendroman *Die Vitalienbrüder* Gegenstand der Analyse. Dabei wird vor allem die literarische Verarbeitung der historischen Figuren (Störtebeker, Wulflams, Sarnow und Hosang) hinsichtlich ihrer Authentizität und ihrer fiktiven Umgestaltung untersucht. Besonderes Augenmerk wird auf das kommunistisch-proletarische und sozialistisch-kommunistische Literatur- und Gesellschaftsverständnis gerichtet.

Im fünften und letzten Kapitel – ***Resümee*** – werden die einzelnen Analyseergebnisse zusammengefasst und das Forschungsergebnis präsentiert.

Anliegen dieser Arbeit ist es, Klaus Störtebekers Mythos in der DDR zu untersuchen und dabei den von der Partei gesteuerten Mythologisierungsprozess sichtbar zu machen. Zudem sollen die Gründe für dieses historisch-literarische Projekt aufgezeigt werden. Warum wollte man einen Nationalmythos schaffen? Warum wählte man ausgerechnet den Piraten Klaus Störtebeker dafür? Wo hakten die beiden Autoren mit ihren Texten ein? Wie wirkte sich dieser DDR-Mythos auf den Mythenkomplex an sich aus? Und welches Erbe hinterlässt er?

Im Rahmen dieses Vorworts möchte ich auch meinem Onkel danken, der mich indirekt zu diesem interessanten Thema hingeführt hat. Dietrich Schlederer war von 1960-62 Schauspieler an der Bühne Rostock und hatte als „Ritter“ bei der Aufführung der *Störtebeker Ballade* mitgewirkt. Dreiundvierzig Jahre später schenkte er mir sein Bühnenmanuskript, das mich schließlich zu dieser Arbeit inspiriert hat.

Zudem stellte er sich für ein Interview zur Verfügung, das als Anhang stellenweise wiedergegeben ist.

Ganz besonders möchte ich auch meinen Eltern danken, die mir dieses Studium ermöglichten.

1. Historischer Überblick

In einem ewigen Kampfe stehen Sage und Geschichte einander gegenüber. Beide beschäftigen sich mit der Vergangenheit. In der Geschichte waltet der herrschende Verstand des Historikers; ihre Aufgabe ist es, die Ereignisse festzustellen, ihre Wechselwirkung zu erkennen, sie in ihrer Bedeutung zu würdigen; ihre Arbeitsweise besteht darin, das Wahre vom Unwahren und vom Zweifelhaften zu sondern und die einzelnen Bausteine in ihrer Zusammengehörigkeit, in ihrer Lückenhaftigkeit und in ihrem Verhältnis zum Ganzen zu erkennen. (KOPPMANN, 1877: 37)

1.1. Allgemeiner Überblick über das 14. Jahrhundert

Das 14. Jahrhundert war eine durchwegs krisengebeutelte Zeit.

Ein Drittel der europäischen Bevölkerung, circa 25 Millionen Menschen, wurde durch den *Schwarzen Tod* (die große Pestepidemie von 1347 bis 1353) dahingerafft. Als Schuldige und Urheber dieser schrecklichen Seuche machte man unter anderem die jüdische Gemeinde aus, der man „Brunnenvergiftung“, „Konspiration“ und Ähnliches andichtete (man vgl. GRAUS, 1949: 299-334). Daraufhin folgte eine teils organisierte, teils spontane Pogromwelle (1348-1350), die in Plünderung, Festnahmen, peinlichen Verhören, Lynchjustiz und Massenmorden endete. Aber auch die Reichen und Mächtigen trugen durch Kriege und Konflikte zu Tod und Verwüstung bei.

Im Jahre 1337 begann der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich. 1381 erhoben sich die englischen Bauern (*peasants revolts*). Die Inquisition wütete noch immer in ganz Europa und forderte von *Ketzern* und *Ungläubigen* Glaube und Tod. Durch das Große Abendländische Schisma standen sich im Reich zeitweise Papst, Gegenpapst und Kaiser gegenüber. Gleichzeitig blühten die italienischen und deutschen Städte durch Handel und Kreditwesen auf, was wiederum zu starken Unabhängigkeitsbestrebungen gegen das Reich führte. Zudem entwickelten sich soziale Veränderungen innerhalb der Städte, da nun neben den adeligen Geschlechtern auch Kaufmänner und Zunftmeister zu relativem Reichtum gelangten und politische Rechte und Mitsprache einforderten. Auch die Hanse erlebte in diesem Jahrhundert

ihre Blütezeit, die im militärischen Sieg über das Dänische Königreich ihren Höhepunkt fand. Doch dazu Ausführlicheres im nächsten Punkt.

1.2. Die Jahre 1361-1375

Eroberung Gotlands durch Waldemar IV. – „Kölner Konföderation“, Angriff der Hanse – 1370 „Friede von Stralsund“ – 1375 Waldemar stirbt – Streit der Prätendenten um die Königskrone – Margarethes Partei bekommt den Vorzug vor Albrecht IV.

Am 24. Oktober 1375 starb der dänische König Waldemar IV. Atterdag (1340-1375). Sein Tod sollte Dänemark und Mecklenburg in einen langen Konflikt stürzen, der auch die Hanse – mal als Vermittlerin, mal als Leidtragende, aber auch als Aggressorin – nicht unwesentlich berührte. Doch zuvor „glückte es [Waldemar] während der beiden ersten Jahrzehnte seiner Herrschaft, die zerfallene Königsmacht in Dänemark wieder aufzurichten.“ (HOFFMANN, 1999: 70). Waldemar wollte sein Reich aber nicht nur einen und stärken, sondern auch – um schwedisches Gebiet – vergrößern. So bemächtigte er sich im Jahre 1360 der vormals dänischen Gebiete Schonen, Halland und Blekinge. 1361 eroberten seine Truppen die Insel Gotland mit der Stadt Wisby, die Hansestadt war.

Diese Eroberung rief naturgemäß die hanseatischen Ratmannen auf den Plan (HR, 1: 184). Auch wenn der dänische König nichts gegen die Mitgliedschaft Wisbys im Hansebund einzuwenden hatte, beschloss man, gegen Waldemar in den Krieg zu ziehen (HR, 1: 194-200). Vornehmlich Lübeck und die wendischen Städte fühlten sich durch Atterdag bedroht und in ihren Handelsprivilegien beschnitten. 1367 wurde ein Bündnis verschiedener Hansestädte mit den Niederlanden gegen Waldemar geschlossen. Mit vereinten Kräften gelang es dieser „Kölner Konföderation“, einen Sieg über das dänische Königshaus zu erringen (HR, 1: 372). 1370 wurde der „Friede von Stralsund“ geschlossen (HR, 2: 144). Als Sicherheit für die Schadensersatzzahlungen erhielten die hansischen Städte die festen Schlösser von Schonen.

Durch ihren Sieg hatten die Städte ihren Vorrang im Ostseehandel behauptet, und dies war ihnen auch das Entscheidende. Durch die zeitweise Besetzung der Sundschlösser kontrollierten sie für einige Jahre die Schonenmesse. Es gelang ihnen, Niederländer und Engländer hier zu verdrängen. (HOFFMANN, 1999: 75)

1385 wurden die Schonischen Schlösser gemäß dem Stralsunder Friedensvertrag wieder an die Dänen zurückgegeben. Bis dahin verlängerten die Bündnispartner die Konföderation immer wieder, um ein starkes Mittel gegen die aggressive dänische Außenpolitik zu haben. Nach 1385 wurde „[...] die Konföderation nicht verlängert, aus der Hanse wurde also kein ‚Städtebund‘. Die Hanse war eben eine Gemeinschaft zum Schutz gemeinsamer Handelsinteressen und betrieb keine ‚imperiale‘ Politik.“ (HOFFMANN, 1999: 77).

DOLLINGER (1998: 102) sieht den Grund für die Auflösung des Paktes eher in den engen politischen und militärischen Verpflichtungen, die sich die Städte durch diesen Bund auferlegt hatten und nun, in Zeiten des Friedens, schnell wieder loswerden wollten. Denn diese Bindung stellte eine große finanzielle Belastung dar.

Die Hanse betrieb zwar keine offensichtliche imperiale Politik im herkömmlichen Sinn von Gebietseroberung, ihren politischen Einfluss, den sie ihrer wirtschaftlichen Vormachtstellung zu verdanken hatte, machte sie jedoch des Öfteren geltend.

So auch in den Jahren 1375/6, als nach Waldemars Tod zwei Parteien Anspruch auf die dänische Königskrone erhoben.

Auf der einen Seite stand Waldemars jüngste Tochter, Margarethe, die er bereits zu seinen Lebzeiten mit dem König von Norwegen, Hakon VI., verheiratet hatte. Aus dieser Ehe ging Sohn Olaf hervor. Also ein dänisch-norwegisches Bündnis.

Auf der anderen Seite stand Ingeborg, Waldemars zweite Tochter. Sie war mit Heinrich III., Herzog von Mecklenburg, verheiratet. Ihr Sohn hieß Albrecht IV, benannt nach seinem Großvater Albrecht II., der auch die Geschäfte der Familie führte. Albrecht II. hatte neben seinem Sohn Heinrich III. noch einen weiteren, nämlich Albrecht III., Herzog von Mecklenburg und König von Schweden. Dies war demnach ein Pakt zwischen Mecklenburg, Dänemark und Schweden.

Dänemark war zu dieser Zeit eine Wahlmonarchie. Somit mussten die beiden Blöcke um die Gunst des dänischen Rates werben. Die Hanse hatte sich jedoch auch ein Beistimmrecht im Stralsunder Friedensvertrag gesichert. Sie verzichtete aber,

(zumindest öffentlich) davon Gebrauch zu machen (man vgl. HR, 2: 119/20). Am 3. Mai 1376 wurde Olaf zum dänischen König gewählt – unter der Regentschaft seiner Mutter Margarethe und mit Zustimmung der Hanse.

HOFFMANN (1999: 75/6) und DOLLINGER (1998: 101/2) sind sich einig, dass für die hanseatischen Städte das Bündnis Norwegen-Dänemark weniger bedrohlich wirkte als das der ehrgeizigen Herzöge Mecklenburgs. Die hanseatischen Ratmannen stimmten jedoch öffentlich weder für die eine noch für die andere Partei, wohl um mit keiner in Konflikt zu geraten.

1.3. Die Jahre 1376-1389

Albrecht IV. ruft zum Kaperkrieg gegen Dänemark – 1379 stirbt Albrecht IV. – vorläufiger Frieden – „serovere“ wechseln auf die dänische Seite – Hanse interveniert – Margarethe organisiert Waffenstillstand zwischen Hanse und Seeräubern bis 1390 – 1388 Staatsstreich in Schweden – Albrecht III. greift ein, wird 1389 in Falsterbo besiegt.

In Konflikt bzw. in einen offenen Krieg gerieten aber die beiden Werber um die dänische Königskrone. Denn das Haus Mecklenburg, namentlich Herzog Albrecht II., dachte nicht daran, Olaf als Thronfolger anzuerkennen. Er wollte seinen Enkel Albrecht IV. am Königsthron sehen. Deshalb rief er zum Kaperkrieg gegen die dänische Krone.

Unter der Führung des mecklenburgischen Adels wurden Seeräuber rekrutiert, die nun als Soldaten Albrechts II. ihrer ursprünglichen Profession nachgehen und dänische Handelsschiffe kapern sollten. Die Haltung eines stehenden Heers war damals aufgrund der finanziellen Belastung sogar für einen Herzog und König quasi unmöglich. Für die „serovere“, wie die Seeräuber in den Hanserecessen (HR) schlicht genannt werden, hatte sich rein berufstechnisch nicht allzu viel verändert. Allerdings hatte die Idee des Organisiert-Seins – und die damit verbundenen neuen Möglichkeiten – auf diese ursprünglich losen Seeräuberbanden große Wirkung. Was sich vor allem in den folgenden Jahren deutlich bemerkbar machte.

Des Öfteren kam es dazu, dass vonseiten der „mecklenburgischen“ Kaperer nicht immer zwischen dänischen und hanseatischen Schiffen unterschieden wurde. „Aber es kann nicht überraschen, daß Seeräuber, die es bisher gewohnt waren, auf eigene Rechnung Beute zu machen, sich nicht von heute auf morgen in Söldner zur See verwandelten [...].“ (PUHLE, 1994: 21).

Leidtragende dieses Konflikts war ganz eindeutig die Hanse. Denn für den gemeinen Kaufmann wurde die Handelsschiffahrt zu einem riskanten und oft auch verlustreichen Geschäft. In den Hanserecessen (2: 157) zum 24. Juni 1377 wird von „über 200 Piraten“ berichtet, die sich auf hoher See zusammengerottet hätten.

Fairerweise muss hier erwähnt werden, dass nicht nur die „mecklenburgischen“ Seeräuber die Nord- und Ostsee plünderten, sondern dass zahlreiche Nachbarstaaten durch Kaperungen Aufsehen erregten. So stand die Hanse im Mai des Jahres 1378 mit Flandern, England, Frankreich und Russland in Briefkontakt, um „Zwistigkeiten“ zu bereinigen; z.B. „Arrestirung [sic] hansischen Gutes“, Plündereien durch Normannen etc. (HR, 2: 164).

Eine turbulente Zeit brach für die zwei mecklenburgischen Hansestädte Wismar und Rostock an. Was hier wie ein Oxymoron klingen mag, war für die beiden Städte aber purer Ernst. Die Ratsherren der Stadt mussten sich notgedrungen für eine Seite entscheiden. Da der Hansebund „nur“ ein wirtschaftlicher war, schlug man sich auf die Seite des Landesvaters.

1376 beschloss der Hanserat, Friedeschiffe (zu Kriegszwecken umgerüstete Handels-Koggen) gegen die Seeräuber zu schicken. Finanziert werden sollten diese durch ein von den Städten eingehobenes Pfundgeld (man vgl. HR, 2: 130).

Das Pfundgeld (*pecunia liberalis*) ist eine Abgabe, welche 1361 Sept. 7 zu Greifswald, dann 1367 Nov. 11 von den Hansestädten beschlossen wurde, um die durch den Krieg gegen Dänemark verursachten Kosten aufzubringen. (Kämmereirechnungen, 1: LVIII/LIX)

Die Idee, Pfundgeld einzuheben, war also keine neue. Die Hansestädte kannten diese ungern gesehene Zusatzsteuer. Und es ist verständlich, dass nicht alle Handelspartner immer dazu bereit waren, diese finanzielle Last mitzutragen.

So stellten sich 1377 Wismar und Rostock gegen die getroffene Entscheidung. Wohl aber aus dem Grund, ihren Landsleuten, die auf Kaperfahrt waren, nicht in den Rücken zu fallen. Dies wurde vom Hanserat teilweise offiziell toleriert (HR, 2: 157 u. 165). 1378 und 1379 kreuzten Friedeschiffe aus Stralsund, Lübeck und Greifswald auf der Ostsee. Für das Jahr 1380 konnten keine weiteren Schiffe mehr ausgerüstet werden, da sich schließlich auch noch die preußischen Städte weigerten, Pfundzoll zu zahlen. So musste die groß angelegte Jagd auf die Seeräuber abgeblasen werden. Doch es sollte ohnehin auf natürlichem Wege zu einer kleinen Kampfpause zwischen allen Parteien kommen.

Am 18. Februar 1379 starb nämlich Albrecht II. Herzog von Mecklenburg (HR, 3: 108). Sein Sohn Heinrich III. von Mecklenburg war danach nicht mehr gewillt, gegen die dänische Krone zu kämpfen (obwohl sein Sohn Albrecht IV. seit 1375 selbsternannter König von Dänemark war und somit deutlich Anspruch auf die Krone erhob). Infolgedessen hatte auch Albrecht III. Herzog von Mecklenburg und König von Schweden ein Waffenstillstandsabkommen zu unterzeichnen.

Weitere Abkommen mussten im Übrigen ab 1380 mit Margarethe verhandelt werden, da in diesem Jahr ihr Mann Hakon VI. gestorben war, und sie somit als Regentin – stellvertretend für ihren Sohn Olaf – die Geschicke Dänemarks und Norwegens leitete. Diese Aufgabe sollte Margarethe mit überaus großem diplomatischen Talent, eisernem Willen und Weitblick bis ins Jahre 1412 erfüllen, da auch ihr einziger Sohn 1387 sehr früh verstarb.

Der unterzeichnete Waffenstillstand galt also für die mecklenburgischen Kaperer, jedoch nicht für den gemeinen Seeräuber, der nun in großer Schar gut organisiert auftrat und den Kaperkrieg zur persönlichen Bereicherung weiterführte. (Hier ist natürlich auch die Frage aufzuwerfen, inwieweit der „offizielle“ Kaperkrieg zum Gemeinwohl beigetragen hatte.) Aber es stellt sich auch die Frage, wo diese Seeräuber, die nun fleißig in die eigene Tasche wirtschafteten, ihre *Prise* (also die

erbeutete Ware) loswurden? Denn Mecklenburg hatte ja seine Häfen für die Freibeuter wieder geschlossen.

Die Seeräuber, die von ihren ehemals Verbündeten einfach fallengelassen worden waren, lösten dieses Problem auf eine ganze simple Art und Weise. Sie wechselten einfach die Seite und fanden nun sicheren Schutz in den Häfen dänischer Adelige. Und auch Margarethe wusste um die Gunst der Seeräuber, deren Verbände ein vortreffliches stehendes Heer abgaben.

Die Hanse schöpfte Verdacht, da die Kaperungen kein Ende nahmen, und stellte die Königin zur Rede. Diese leugnete jedoch jeglichen Zusammenhang mit den Freibeutern und erklärte sich für „unschuldig“ (HR, 2: 276). Daraufhin mussten die Hansestädte weitere Friedeschiffe in die Ostsee schicken, um die Handelswege zu sichern. Ein solcher Beschluss wurde im Jahr 1381 mit Einverständnis von Rostock und den preußischen Städten zu Rostock getroffen (HR, 4: VIII).

Für den Störtebeker-Forscher lohnt es sich, hier einen Zwischenfall genauer unter die Lupe zu nehmen, der sich 1380 in der Stadt Wismar ereignet hatte.

Im *liber proscriptorum*, dem ältesten Gerichtsprotokollbuch Wismars, finden sich alle „[...] Verweisungen aus der Stadt (Verfestungen), Strafen, Begnadigungen und Beschwerden [...]“ (PUHLE, 1994: 22/3), die zwischen 1353 und 1429 vorgefallen und verhängt wurden. 1380 trug es sich zu, dass zwei Männer einen gewissen „Nicolao Stortebeker“ zusammengeschlagen und ihm dabei Brüche und Beulen zugefügt hatten. Dass es sich hierbei um den *einen* Störtebeker handeln könnte, ist durchaus anzunehmen, denn Wismar war zu jener Zeit eine Seeräuber freundliche Stadt. Und so wäre es denkbar, dass auch der junge Störtebeker sich dort aufgehalten haben könnte. Manche Forschungsansätze gehen sogar soweit, dadurch Wismar als Geburtsstadt Störtebekers auszumachen. Dazu ist jedoch zu bemerken, dass eine Vielzahl norddeutscher Dörfer und Städte¹ – zumindest der Volkssage nach – Anspruch auf diese (für manche wohl zweifelhafte) Auszeichnung erheben. Fakt ist, dass dieses Ereignis in der Forschungsliteratur mit einiger Sicherheit als erster dokumentarischer

¹ Städte: Hamburg, Verden, Wismar, Norden, Osteelen, Siel, Barth;
Dörfer: Ruschwitz, Kossdorf, Glowe, Wale, Haus Halsmühlen (nach BLASEL, 1933: 6/7)

Beleg für Störtebekers Existenz angesehen wird. Der Chronist Hermann Korner nennt in seiner lateinisch geschriebenen *chronica novella* (1430) Störtebeker dann auch mit Vornamen „Nicolaus“. In der mittelniederdeutschen *Rufus Chronik* (1902: 25) wird daraus wiederum „Clawes“ gemacht.

Aber eine einheitliche Namensschreibung gab es im Mittelalter prinzipiell nicht. Und BENTS (2003: 83) meint zu Recht: „Anonymität kann für einen Seeräuber manchmal durchaus vorteilhaft sein!“ Doch hier entfernen wir uns schon von den historisch sicheren Quellen und betreten das an Erfindergeist reiche Terrain der mittelalterlichen Chronisten.

Im September 1381 kam es zu Friedensverhandlungen mit Dänemark in Bezug auf deren Seeräuberunterstützung. Königin Margarethe bot an, zum nächsten Verhandlungstag die Hauptleute der Freibeuter zu bringen (HR, 2: 288). So folgte schließlich 1382 ein temporärer Friedensschluss zwischen der Hanse und verschiedenen Seeräuberverbänden (HR, 2: 297). Der Friede hielt für ganze zwei Jahre. Dabei ist zu bemerken, dass die Hanse die Seeräuber als vollwertige Vertragspartner angesehen hatte. Dies deutet wiederum auf das zu dieser Zeit sehr ambivalente Verständnis von „Seeraub“ hin – als legitimes Kriegsmittel oder als schlichter Raub (man vgl. LISCH, 1850: 53).

In den Jahren 1383/4 musste die Hanse wieder Friedeschiffe in die Ostsee senden, um die Handelsrouten vor den Seeräuberverbänden zu schützen. Da man aber der Lage nicht Herr wurde, griff man zu einer neuen Strategie. Am 16. März 1385 beschlossen die hanseatischen Ratmannen, einem Privatmann den Auftrag zur Befriedung der Ostsee zu erteilen (HR, 3: 162). Wulf Wulflam hieß der Auserwählte, Sohn des mächtigen Stralsunder Bürgermeisters Bertram Wulflam.

Der Wulflam'schen Sippe wird weiter hinten noch ein eigenes Kapitel gewidmet, da sie als einflussreiche Patrizierfamilie nicht nur die Geschichte der Hanse stark beeinflusst hatte, sondern – oder vielleicht auch gerade deswegen – ebenso zu einem fixen Bestandteil des literarischen Störtebeker-Stoffs des 20. und 21. Jahrhunderts geworden ist. Auch in den beiden hier zu bearbeitenden DDR-Texten spielen die Wulflams eine besondere Rolle. Sie mimen als reiche Pfeffersäcke die Antagonisten Störtebekers.

Es sei nur mehr ferner erwähnt, dass Wulf Wulflam den ihm übertragenen Auftrag zur Befriedung der See – zumindest nach Ermessen des hansischen Rates – nicht zufrieden stellend ausgeführt hatte. Aus den Quellen (HR, 2: 379, § 4) ist nicht wirklich deutlich zu erkennen, ob diese Kritik gerechtfertigt war, oder ob nicht „fehlende Dankbarkeit reicher Kaufmänner (Pfeffersäcke)“ (PUHLE, 1994: 28) hier ans Tageslicht getreten war. Dies wäre „Eine Reaktion, die sich durch Jahrhunderte in veränderten Konstellationen immer wieder beobachten läßt und – zumindest in der Legende – manchmal zu fatalen Konsequenzen führte (erinnert sei an den Rattenfänger von Hameln).“ (PUHLE, 1994: 28). BRACKER (2001: 11) sieht dies etwas eindeutiger. „Wulf Wulflam war nicht in der Lage, die in ihn gesetzten Erwartungen auch nur annähernd zu erfüllen.“

Interessant ist, dass Wulf Wulflam von *seiner* Stadt Stralsund kurz darauf mit einer ähnlichen militärischen Aufgabe betraut worden war. Er sollte gegen Straßenräuber einschreiten, die auf den Wegen Vorpommerns und Mecklenburgs ihr Unwesen trieben. Und auch hier soll Wulf versagt haben bzw. wird ihm überhaupt vorgeworfen, manche Räuber beherbergt zu haben (man vgl. KOEPPEN, 1938: 52).

Dieser Vorwurf stammt aus einer Anklageschrift der politischen Opposition, deren führender Kopf der Gewandschneider und späterer Bürgermeister Karsten Sarnow war (HR, 4: 40).

Es bleibt zu sagen, dass sowohl Wulf wie auch sein Vater Bertram von der Forschung in sehr unterschiedlichem Licht betrachtet werden. Für Willi Bredel und Kurt Barthel sind die Wulflams kapitalistische Wölfe, die vor Folter und Mord nicht zurückschrecken, was sich durch historische Quellen auch recht leicht belegen lässt (man vgl. KOEPPEN, 1938: 49).

Für andere repräsentieren sie die Hanse in ihrer ganzen Blüte. Der Stralsunder Bürgermeister Otto FRANCKE (1823-1886) verfasste sogar eine Verteidigungsschrift *Für Bertram Wulflam* in den Hansischen Geschichtsblättern, um den angeschwärzten Namen seines Amtsvorgängers wieder reinzuwaschen.

Doch genaueres dazu in Kapitel 4.2.2. *Das Patriziergeschlecht Wulflam*.

Am 28. September 1386 schloss die Hanse – durch die Vermittlungsgeschicke Königin Margarethes – schließlich einen Friedensvertrag mit „mehreren adligen Seeräubern“, der bis ins Jahr 1390 andauern sollte (HR, 2: 390).

Doch dieser Friede hatte keinerlei Auswirkung auf den Konflikt Mecklenburgs (Schweden) und Dänemarks (Norwegen). 1388 huldigten nämlich schwedische Adelige Königin Margarethe, Regentin von Dänemark und Norwegen. Dieser sich anbahnende Staatsstreich versetzte Albrecht III. Herzog von Mecklenburg und König von Schweden natürlich in sofortige Alarmbereitschaft. 1389 landete er mit seinen Truppen im schwedischen Kalmar. Die dänische Armee erzielte jedoch am 24. Februar 1389 in Falköping einen überlegenen Sieg gegen die Deutschen, und Albrecht und sein Sohn Erich wurden gefangen genommen (man vgl. HR, 3: 421/2). Ein Desaster für Mecklenburg. Königin Margarethe war nun beinahe auch noch Regentin von Schweden. Aber eben nur beinahe, denn das bedeutende Stockholm öffnete ihr nicht seine Tore. Die Vielzahl deutscher Adelige, die in der Stadt lebten, hielt ihrem König Albrecht die Treue.

1.4. Die Jahre 1389-1395

Wieder Kaperkrieg gegen Dänemark – Expeditionen nach Stockholm – Vitalienbrüder – Likedeeler – 1395 Friede von Skanör und Falsterbo zwischen Dänemark und Mecklenburg – Seeräuber „arbeitslos“

Das Herzogtum Mecklenburg war nun ohne Herzog und ohne potentiellen Nachfolger. Deshalb wurde die Leitung der Geschäfte an Herzog Johann IV. von Mecklenburg übergeben. Dieser war zu jener Zeit aber noch unmündig. Daher übernahm der Onkel des Königs, Johann I. von Stargard, die Führung. Er hatte nun die äußerst schwierige Aufgabe, Albrecht und Erich zu befreien und den schwedischen Thron zurückzuerobern, und das, nachdem gerade erst das königliche Heer von den dänischen Truppen aufgerieben worden war. Aus finanzieller Not bediente er sich einer altbewährten Kriegsliste. Johann I. blies zum Kaperkrieg gegen Dänemark, was einer offenen Kriegserklärung gegen Margarethe gleichkam (man vgl. PUHLE, 1994: 35ff).

Dieses Mal wurden mecklenburgische Adelige und Bürger jedes Standes angehalten, auf eigene Kosten Schiffe auszurüsten und gegen Dänemark zu ziehen. Die Prise der gekaperten Schiffe durfte man selbstverständlich behalten. Johann I. verteilte an alle Interessenten so genannte Kaperbriefe, die den Seeraub – aus mecklenburgischer Sicht – legalisierten.

CORDESEN (1908: 3) nennt die Kaperfahrt „Seit den ältesten Zeiten [...] eine der beliebtesten Beschäftigungen der Küstenbewohner der Nordsee.“, und so war „Die Maßnahme der Mecklenburger [...] durchaus nichts Besonderes und Ungewöhnliches [...] [und] nach damaliger Auffassung rechtlich vollkommen einwandfrei.“

Meist waren es verarmte mecklenburgische Adelige und Raubritter, die alles auf eine Karte setzten, Schiff und Ausrüstung stellten und ihr Glück zur See versuchten (man vgl. LISCH, 1850: 59/60). Als Mannschaft verpflichteten sie einfache Abenteurer und Söldner. – Und auch die Seeräuber ließen sich nicht lange bitten. Rein theoretisch wurde der Waffenstillstand mit der Hanse von 1386 dabei nicht einmal gebrochen, denn durch die ausgestellten Kaperbriefe waren sie ja keine einfachen serovere mehr, sondern Söldner im Dienste mecklenburgischer Ritter. Die Piraten hatten seit dem letzten Kaperkrieg außerdem einiges dazu gelernt und erschienen nun blitzschnell in gut organisierten Verbänden auf der Bildfläche.

Die Schnelligkeit, mit der mecklenburgische Kampfverbände gegen Dänemark zur See zur Verfügung standen, spricht dafür, daß sich die Seeräubergruppen, die zwischen 1376 und 1386 die Ostsee unsicher gemacht hatten, nicht restlos aufgelöst hatten. (PUHLE, 1994: 35/6)

Wismar und Rostock spielten wieder einmal eine tragende Rolle in diesem Krieg, denn im Jahre 1390 öffneten sie ihre Häfen. Für wen genau, erklärt sich deutlich aus einem Antwortschreiben der preußischen Städte an Rostock und Wismar, dessen vorangegangener Brief leider nicht mehr erhalten ist. „Vortmer als ir uns schribet, das ir uwer haven geoffent hat alle den genen, dy uff ir eygen ebynture wellen keren und varen, das riche czu Denemarken czu beschedigen [...]“ (HR, 4: 15).

TRATZIGER (1899: 110) stellt dies in seiner Chronik ebenfalls sehr deutlich dar.

Und es war große rauberei in der sehe. Da die von Rostock und der Wismar erlaubeten menniglich aus ihrem hafen auf die Denen, Schweden und Nordischen zu nemen und zu rauben: Darumb, daz die konigin von Dennemark ihren hern konig Albrechten zu Schweden gefenglich hielt.

Und wieder einmal hielten sich die Kaperfahrer nicht an die „Spielregeln“.

Aber sie grieffen etwos ferner, den ihnen erlaubt war, nemen sowohl der stette gutter, als ihrer feinde, unter dem schein, als ob sie nicht wußten, daß folliche gutter den stetten zugehoret.

Im Juni 1390 beschwerte sich beispielsweise die Hansestadt Wisby, dass Hauptleute aus Rostock und Wismar ihren Bürgern Schiffe gekapert hatten (HR, 3: 490).

Im selben Jahr brach auch Johann I. von Stargard zu einer Expedition auf, um das von den Dänen belagerte Stockholm zu unterstützen. Dieses Vorhaben endete jedoch in einer militärischen Niederlage.

Mehr Erfolg hatte sein Sohn Johann II. von Stargard. Gemeinsam mit dem Rostocker Bürgermeister Johann van der Aa segelte er Ende 1391 mit einem großen Heer nach Stockholm. Auf dem Weg wurde Bornholm eingenommen und die Insel Gotland verwüstet, bis schließlich auch noch der Belagerungswall von Stockholm durchbrochen wurde. Die finale Schlacht blieb jedoch aus, denn eine Hungersnot zwang sowohl Belagernde als auch Belagerte zu Verhandlungen. Diese verliefen jedoch wenig ergebnisreich.

Johann van der Aa und Johann II. wurden sogar von den eigenen Leuten der Geschenksannahme und des Verrats bezichtigt, da sie mit Margarethe Verhandlungen aufnahmen. Diese Unterredungen wurden allerdings nur in Bezug auf die eigene schlechte Lage geführt und waren, laut van der Aa, keine „Sonder-Verhandlungen“ für die Freilassung Albrechts III. und Erich (man vgl. HR, 4: 42, 60/2).

Mehr Erfolg hatte eine Stockholm-Expedition zu Beginn des Jahres 1394. Dieses Mal kam es zu dem großen Entscheidungskampf vor den Toren Stockholms, den schließlich die mecklenburgischen Truppen für sich entschieden. Allerdings ist dieser Sieg auch den *Vitalienbrüdern* zuzuschreiben.

Bereits 1392 nämlich entwickelten die Seeräuberverbände, die im Dienste Mecklenburgs segelten, ein äußerst selbstständiges und ebenso reges Auftreten. Ihr Selbstbewusstsein spiegelt sich in der von ihnen gegründeten Vereinigung der *Vitalienbrüder* wider, wodurch sie sich als eigenständige Organisation definierten.

1.4.1. Die Vitalienbrüder

Vitalier oder Vitalienbrüder wurden die zu Verbänden zusammengeschlossenen Seeräuber genannt, die im Kaperkrieg für Mecklenburg segelten. In der Forschung ist die Herkunft dieses Namens sehr umstritten und viel diskutiert.

Besonders verbreitet ist die Annahme, dass die Seeräuber deshalb so bezeichnet wurden, weil sie Lebensmittel (*viktualien*) ins belagerte Stockholm brachten. Auch KOPPMANN (1877: 38) ist noch der Meinung, dass „[...] dessen [Stockholms] Speisung den Seeräubern den Namen der Vitalienbrüder gegeben hatte [...]“. Ebenso LISCH (1850: 54). Diese Annahme ist von CORDSEN (1908: 7-10) jedoch klar widerlegt worden.

Der wohl deutlichste Beweis dafür ist ein einfacher Eintrag im Hamburger Kämmererbuch aus dem Jahre 1390. „Ad reysam dominorum supra Weseram contra Vitalienses: 230 Pf. 14 Sch.“ (Bd. 1, 474). Der Begriff „Vitalienses“ war also schon 1390, gut vier Jahre vor der erfolgreichen Stockholm-Expedition, bekannt. Und bereits damals musste die Hanse gegen die Vitalier schon tief in ihre Kriegskasse greifen.

Den Ursprung des Wortes findet CORDSEN im Französischen aus der Zeit des Hundertjährigen Krieges. Damals mussten die Soldaten, die meist einfache Söldner waren (genauso wie die Kaperfahrer), selbst für ihre Verpflegung sorgen. Deshalb wurden sie vom Volk *vitallers* genannt, da sie ihnen Hab und Gut – darunter eben auch Lebensmittel – raubten. Ob diese Plündereien nun von offiziellen königlichen Truppen oder von einfachen Räubern durchgeführt wurden, war den Leuten wohl einerlei. Daraus resultiert vermutlich auch die großzügige Verwendung dieses Begriffs.

Besonderes Interesse weckt auch das Kompositum Vitalien-Brüder. Hierbei handelt es sich ganz klar um eine Bruderschaft, also um eine Art „familiäre“ Bande. CORDSEN (1908: 12) schlägt wieder den Spagat zum Hundertjährigen Krieg und verweist auf die Söldnerscharen, „[...] denn auch diese hatten sich zu Beutegesellschaften (*société de l'aqueste*) [...] zusammengeschlossen [...]“.

BRACKER (2001: 19) spricht gar von einem „berufsständischen Motiv“. Die *fratres Vitalienses* – durch die ausgehändigten Kaperbriefe vereint – hätten sich von den gemeinen Seeräubern abgrenzen wollen, und seien so zu einer organisierten Seemacht emporgestiegen. Die Hanse war mit dieser Konkurrenz natürlich überhaupt nicht einverstanden und so wurde alles Mögliche veranlasst, um diese Bruderschaft auszuschalten. Man setzte Geheimagenten auf sie an und unterzog gefangene Vitalienbrüder peinlichen Verhören (man vgl. BRACKER, 2001: 19).

PUHLE (1994: 90) schwächt dies jedoch ab. „Politische Überzeugungen bzw. Loyalitäten gegenüber einem bestimmten Land oder einem bestimmten Herrscher zählten wenig und wären nur hemmend bei der Suche nach neuen Einnahmequellen gewesen.“ Die Vitalienbrüder als vereinte Seemacht mit Prinzipien und Ideologie hat derart höchstwahrscheinlich nicht existiert. Dennoch waren sie in ihren einzelnen Verbänden von schlagkräftiger Bedeutung.

In der Störtebeker-Forschung stößt man neben dem Namen *Vitalienbrüder* unweigerlich auch auf den Begriff *Likedeeler*, der hier ebenfalls ein eigenes Kapitel verdient.

1.4.2. Die Likedeeler

Das erste Mal erscheint diese Bezeichnung für die Seeräuber in einem Brief Albrechts von Holland vom 16. Februar 1399 (man vgl. CORDSEN, 1908: 13). Darin wird verzeichnet, dass er eine Freibeuterbande namens „Likedeeler“ in seine Dienste nimmt. Am 15. August 1400 werden der Hauptmann „Johan Störtebeker“ und „114 Vitalienbrüder“ von Albrecht urkundlich als seine Kämpfer erwähnt.

Der Name Likedeeler scheint daher niederländischen Ursprungs zu sein. Meist wird er mit „Gleichteiler“ übersetzt. „Die sehereuber nenneten sich Gleichbeuter und Vitalienbruder, und machten hernachmals den von Hamburg viel muhe, ehe man sie kunte ausrotten.“ (TRATZIGER, 1902: 110). In den historischen Quellen kommt dieser Begriff im Allgemeinen jedoch relativ selten vor.

Die von CORDSEN erwähnten Beutegesellschaften sollen einen stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn bei der Aufteilung der Beute gehabt haben. Ebenso brüderlich soll

es sich bei Störtebeker und seinen Gesellen zugetragen haben. Der Name (Likedeeler) war sozusagen Programm („Zu-gleichen-Teilen-teilen“).

Die beiden DDR-Autoren Willi Bredel und Kurt Barthel meinen, darin den sozialrevolutionären Charakter der Freibeuter erkennen zu können. Allerdings vernachlässigen sie mit dieser Annahme die 600 Jahre (Humanismus, Aufklärung, Französische Revolution, Marx, Lenin), die zwischen ihnen und Störtebeker liegen.

Trotz alledem ist zu unterstreichen, dass sich die Likedeeler der von der patrizischen Hanse vorgegebenen göttlichen Ordnung widersetzt und ihre eigenen Gesetze gemacht haben. PUHLE (1994: 79) erkennt darin sogar Ansätze eines „genossenschaftlichen Modells“. Dem hält er jedoch dagegen, dass bei den Kampfhandlungen sich immer die gleichen Hauptleute namentlich gestellt haben, was „[...] eine offenbar doch vorhandene Hierarchie unter den Seeräubern erkennen läßt.“ – funktionierend in ihrem eigenen sozialen Gefüge.

Aus persönlicher Sicht waren die Vitalienbrüder jedoch nur Gott verpflichtet. Und dies nicht aus religiösen Gründen, sondern aus rein „freundschaftlichen“. Im Jahre 1398 lassen sie den Hanseräten mitteilen, „[...] se weren Godes vrende unde al der werlt vyande [...]“ (HR, 4: 431). Ausgenommen wurden dabei namentlich die Städte „[...] der von Hamborch unde der van Bremen, den en wolden se neghen schaden don, want se dar mochten komen unde aff unde to varen, wanner dat ze wolden.“ Also Hamburg und Bremen wollte man nicht schädigen, weil sie (die Vitalienbrüder) dort – kurz gesagt – ein- und ausgehen konnten, wann immer sie wollten.

BENTS (2003: 74) sieht in dieser Äußerung den puren Sarkasmus, da es keine „ärgeren Feinde der Seeräuber“ gab als Bremen und Hamburg. BENTS bietet – sich auf das Mittelniederdeutsche Handbuch von Lübben, S. 554 stützend – auch eine andere Übersetzung des Likedeeler-Sagers an. Das „want“, das hier als „weil“ wiedergegeben wird, könnte auch als „wenn“ verstanden werden. Damit wäre der Hamburg-Bremen-Zusatz als Drohung an eben die beiden Städte zu verstehen. Im Sinne von: *Wenn* sie die Häfen öffnen würden, bräuchten die Städte keinen Schaden fürchten.

Der markante Spruch verbreitete sich damals offenbar recht schnell. Der Hochmeister des Deutschen Ordens, Konrad von Jungingen, schrieb – nicht ohne Spott für diese für ihn wohl blasphemische Aussage – in einem Brief vom 29. Mai 1398 an die Stadt

Wisby: „[...] Ihr wißt, daß wir uns wegen der großen Not des gemeinen Kaufmanns in die See gelegt haben, um die Seeräuber zu vertreiben, die Gottes und aller Welt Feinde und Beschädiger sind [...]“ (HR, 4: 441).

Wie dem auch sei, der Spruch „Gottes Freund und aller Welt Feind!“ blieb den Likedeelern bis in die heutigen Tage als Credo verhaftet. Und so mancher will darin das Robin-Hood-Ethos der „Gleichteiler“ erkennen.

In den Jahren 1392/3 nahmen die Plünderungen auf der Ostsee besonders zu. Die Hanse musste den Heringshandel zu Schonen für ein ganzes Jahr einstellen. Auf Erlass des Rates durften Handelsschiffe nur mehr im Konvoi fahren.

Zweifellos hatten hier die Vitalienbrüder ihre Hände im Spiel. Es ist jedoch anzumerken, dass zu jener Zeit die mecklenburgischen Truppen nur sehr schwer von den Vitalienbrüdern abzugrenzen waren, da beide oft gemeinsam agierten.

PUHLE (1994: 74) spricht davon, dass

[...] sich die Vitalienbrüder zwischen 1391 und 1395 aus zwei großen Gruppen zusammensetzten, zwischen denen der Übergang fließend und der Übertritt von der einen zur anderen Gruppe keine Seltenheit war. Die eine Gruppe wurde von den mecklenburgischen Herzögen als Verstärkung der Truppen hinzugezogen, während die andere Gruppe, zunächst noch vorwiegend unter der Führung des mecklenburgischen Adels stehend, zunehmend auf eigene Rechnung und nach eigenem strategischen Plan ausfuhr.

Die erste Gruppe war für große militärische Einsätze gedacht, während die zweite durch alltägliche Plünderungen die Handelsschiffahrt deutlich stören sollte. In den Jahren 1394 und 1395 begannen ernsthafte Friedensverhandlungen zwischen Dänemark und Mecklenburg, die schließlich zur Freigabe Albrechts III. führten. In dieser Zeit ist ein Wechsel unter den Hauptleuten der Vitalienbrüder zu erkennen. Die so genannte 1. Generation der Hauptleute waren mecklenburgische Ritterfamilien, und

Alle diese Hauptleute der Vitalienbrüder wirkten so lange, als die Gefangenschaft des Königs Albrechts dauerte: mit dem J.[ahre] 1395 verschwinden sie aus der Geschichte. Mit dem J.[ahre] 1394 traten zuerst jene berüchtigten Seeräuber auf, namentlich Claus Störtebeker, welche so viele Jahre die See völlig unsicher machten und deren Zweck allein Raub war. Diese bloßen Seeräuber sind mit den Vitalienbrüdern nicht zu verwechseln, wie es von den Chronisten wohl öfter geschehen ist. (LISCH, 1850: 61)

So auch bei der Plünderung von Bergen am 22. April 1393. CORDSEN (1908: 15-21) zeigt durch einen Quellenvergleich, dass sowohl die deutschen wie auch die englischen Chroniken die Ereignisse absichtlich verfälscht wiedergegeben hatten, um die andere Partei zu diffamieren. Die deutsche Seite schob den unrühmlichen Angriff auf das Handelszentrum gänzlich den Vitalienbrüdern in die Schuhe. Die Hauptleute der Angreifer, namentlich Enis und Maekingborg, identifizierte CORDSEN jedoch als Johann I. von Stargard und (vermutlich) als Johann IV von Mecklenburg.

Eine sichere Quellenangabe ist im Gegensatz dazu die englische Klageschrift aus dem Jahre 1405 „An agrrement made betweene King *Henrie* the fourth and the common societie of the Marchants of the Hans. [...] for al iniuries, damages, grievances, and manslaughters [...]” (HAKLUYT, 1903: 165), die sich unter anderem auf eine Kaperung aus dem Jahre 1394 bezieht. Folgende Seeräuber hätten ein Handelsschiff aus dem preußischen Elbling – das englische Ware geladen hatte – aufgebracht. “Item, in the yeere of our Lord 1394, one Goddekin Mighel, Clays Scheld, Storbiker, and diuers others of Wismer and Rostok, and of the Hans, wickedly and uniustly tooke out of a ship of Elbling [...] to the value of 1060, nobles.” (HAKLUYT, 1903: 167). Dies ist der erste Beleg Störtebekers als Seeräuber-Hauptmann.

Die mecklenburgischen Adeligen hatten abgedankt, und eine neue Generation von Hauptleuten führte nun eine neue Generation von Vitalienbrüdern an. PUHLE (1994: 79) schlussfolgert, dass sich die neuen Hauptmänner – darunter Störtebeker und Godeke Michels – ihre Sporen unter anderem im Stockholm-Feldzug verdient haben könnten, und sich eben durch Mut und herausragende Fähigkeiten in diese Führungspositionen gebracht hatten.

Ab 1395 agierten diese Vitalienbrüder völlig autonom. Ihre Kaperbriefe waren abgelaufen, und so waren sie vogelfreie serovere.

1.4.3. Der Friede von Skanör und Falsterbo

Wie schon erwähnt, kam es in den Jahren 1394/5 zu Verhandlungen zwischen den beiden Krieg führenden Parteien Dänemark und Mecklenburg. Es wurde dabei eine Lösegeldsumme von 60.000 Mark lötigen Silbers für König Albrecht IV. und Erich festgesetzt. Dieser gigantische Betrag war praktisch unbezahlbar. So einigten sich die Parteien unter hansischer Vermittlung, dass König Albrecht für drei Jahre auf freien Fuß gesetzt werden würde, um die Summe aufzutreiben (HR, 4: 224/5). Andernfalls müsste er sich wieder in Gefangenschaft begeben. Als Faustpfand erhielt Königin Margarethe Stockholm. Natürlich lag der Regentin an der schwedischen Stadt mehr als an dem Geld. Würde ihr Stockholm gehören, wäre sie Königin von Skandinavien. Albrecht willigte ein – wohl wissend, dass sein schwedischer Königstitel so gut wie verloren war. Die Hansestädte Lübeck, Stralsund, Greifswald u.a. sollten während der dreijährigen Frist Stockholm verwalten.

Am Rande der Verhandlungen kam es noch zu einer Bluttat. Ein Däne erschlug bei einer Rauferei den Bürgermeister Gregor Swerting. Damit waren die Verhandlungen für kurze Zeit auf Eis gelegt. Doch schließlich kam der dänisch-mecklenburgische Krieg zu einem Ende und Albrecht und sein Sohn am 26. September 1395 frei.

Die Hanse hatte als Vermittlerin und einstweilige Besitzerin Stockholms ihre Macht im Ostseeraum wieder einmal deutlich hervorgehoben; ebenso wie sie nach dem Frieden von Stralsund die anderen Parteien in ihre Schranken verwiesen hatte. So gut es eben ging, hatte die Hansegemeinschaft tunlichst den militärischen Konflikt gemieden. „Diese Haltung entsprang [jedoch] keineswegs einer pazifistischen Überzeugung, sondern der kühlen kaufmännischen Kalkulation [...]“ (PUHLE, 1994: 46). Denn jeder Krieg bedeutete finanzielle Einbußen und ein Brachliegen der Handelsschifffahrt – im Gegensatz zur heutigen Zeit, in der sich Rüstung und Krieg zu äußerst lukrativen Wirtschaftszweigen entwickelt haben.

1.5. Die Jahre 1396-1398

Anmerkung:

Der Begriff „Vitalienbrüder“ wird hier der Einfachheit halber weiterhin verwendet. Auch wenn aus den Vitalienbrüdern der Jahre 1389-1395, durch den Verlust der Kaperbriefe, nunmehr gemeine serovere geworden waren. Da einzelne Piraten-Gruppen aber selbst diesen Namen weiterführten, soll er auch hier mit gutem Gewissen verwendet werden. Darüber hinaus ist eine fixe Namensgebung bzw. Bezeichnung dieses Seeräuber-Phänomens ohnehin nicht ganz klar festlegbar.

Nach dem Friedensschluss von Skanör und Falsterbo waren die Vitalienbrüder „heimatlos“. Sowohl die dänischen als auch die mecklenburgischen Häfen blieben ihnen verschlossen, was per Beschluss festgesetzt wurde (HR, 4: 258). So kam es, dass die verschiedenen Gruppierungen sich aufteilten und – in alle Winde verstreut – ihr Glück versuchten. Ab 1395 waren sie von „Finnland bis Calais urkundlich verfolgbar [...]“ (KOPPMANN, in: HR, 4: XVI).

Eine wohl eher fragwürdige Ehre wurde der Insel Gotland zuteil. Die Vitalier hatten diese nämlich zu ihrem Stützpunkt auserkoren. Gotland wirkte überhaupt wie ein eigener Mikrokosmos in der Ostsee. Die kriegerischen Geschehnisse, die sich im ganzen Hanseraum zwischen 1389 und 1395 zugetragen hatten, wurden dort nämlich in verkleinerter Form wieder aufgenommen. Das Haus Mecklenburg konnte sich noch immer nicht mit dem Verlust der schwedischen Krone abfinden, und so kam es zu einer Art Stellvertreterkrieg.

Auf der einen Seite stand Sven Sture, ein dänischer Hauptmann, der eine Schar von Vitalienbrüdern befehligte und fast die ganze Insel besetzt hielt. Sein Gegenüber war Albrecht von Pecatel, Mecklenburger und ebenfalls Befehlshaber über eine große Gruppe von Vitaliern, die in der Stadt Wisby stationiert waren. Hier spiegelt sich sehr deutlich die unpolitische Einstellung der Vitalienbrüder wider (man vgl. Kapitel 1.4.1. *Die Vitalienbrüder*).

Die Kontrahenten standen sich eigentlich schon vor dem Friedensschluss in einer Art Pattstellung gegenüber. Man war jedoch auf beiden Seiten gewillt, diesen Konflikt –

obwohl von Margarethe und Albrecht hochhoffiziell beendet – weiterzuführen. Auch Albrechts Sohn Erich mischte in der Auseinandersetzung mit. 1396 landete er mit seinen Truppen auf Gotland und griff die dänischen Stellungen an, die er im Frühjahr 1397 auch erfolgreich besiegte. „Die dänischen Truppen wurden mit dem mecklenburgischen Aufgebot vereinigt, und Sven Sture selbst mußte Herzog Erich gegenüber einen Lehnseid leisten.“ (PUHLE, 1994: 93). Doch Erich wollte mehr, und so segelte er 1397 mit 1200 Bewaffneten nach Stockholm (HR, 4: 392). Allerdings kam es – wohl aus Angst vor der Hanse – zu keinem Gefecht. Am 26. Juli des gleichen Jahres starb Erich und somit auch die letzten mecklenburgischen Aspirationen auf den schwedischen Thron. Gotland wurde von Erichs Witwe und Sven Sture zu einer Seeräuberinsel ausgebaut.

Der Deutsche Orden, der sich durch die „ungläubigen“ Seeräuber bedroht fühlte, unternahm jedoch bereits im Jahre 1398 einen Kreuzzug gegen dieselben. Der Hochmeister Konrad von Jungingen landete mit einem wohl überwältigenden Truppenaufgebot auf der Insel, denn die Stadt Wisby wurde nach Verhandlungen von den Vitalienbrüdern friedlich geräumt. Somit verloren diese ab 1398 ihre letzte Bastion in der Ostsee.

1.6. Die Jahre 1399-1401: Vitalienbrüder zu Gast bei den ostfriesischen Häuptlingen

Bereits 1395 – also nach dem Frieden von Skanör und Falsterbo – segelten einige Vitalienbrüder in die Nordsee, um dort ihren Unterhalt zu verdienen, andere nach Finnland oder eben auf die Insel Gotland. Wohin es Klaus Störtebeker verschlagen hatte, ist jedoch nicht ganz sicher auszumachen.

In einem 1582 gedruckten Kalender heißt es, dass er bereits 1396 nach Marienhafen, also nach Ostfriesland ins Brokmerland, gekommen war (man vgl. BENTS, 2003: 70). Dieses Datum ist jedoch nicht mehr überprüfbar. Die Chroniken des 15. Jahrhunderts sprechen von einer großen Schar Seeräuber, die bereits 1395 nach Ostfriesland gesegelt waren.

PUHLE (1994: 106/7) hält es für durchaus möglich, dass hier Störtebeker und Gödeke Michels dabei gewesen waren und verweist auf die Tatsache, dass die beiden in den Jahren 1398-1400 in der Nordsee äußerst aktiv waren. Dies gebe Annahme dazu, dass die zwei vermutlich schon vor Ankunft anderer Vitalienbrüder ihr Revier „abgesteckt“ hatten.

1.6.1. Zur Situation in Ostfriesland allgemein

In Ostfriesland herrschten so genannte *hovetlinge* (Häuptlinge), die aus der reichen Schicht des Landes im Laufe des 14. Jahrhunderts hervorgegangen waren. Die Mächtigsten und Namhaftesten waren Edo Wiemken in Schaar (heute Wilhelmshaven), Oko tom Brok in Brokmerland (und seine beiden Söhne Widzel und Keno), Folkmar Allena in Osterhusen und Propst Hisko in Emden.

Alle diese Häuptlinge lagen in ständiger Fehde miteinander, denn niemand von ihnen wollte seine „friesische Freiheit“ (man vgl. *Damals*: 30) beschnitten wissen. Um die Stammeskonflikte austragen zu können, benötigten die Häuptlinge eine große Anzahl erprobter Kämpfer – und die Vitalienbrüder waren wieder einmal zur Stelle.

Die politische Situation in Ostfriesland war für die Freibeuter nahezu perfekt. Die Hanse hatte so gut wie keinen Einfluss auf die friesischen Häuptlinge, und diese wiederum übten keinen Druck auf die Seeräuber aus. Für gestohlenes hanseatisches Gut waren die Häfen geöffnet, und bei den Kämpfen gegen verfeindete Stämme war wohl auch immer mit einer ordentlichen Beute zu rechnen.

Wie sicher sich die Vitalienbrüder zu jener Zeit wiegten, verdeutlicht eine von ihnen im Frühjahr 1398 durchgeführte Kaperfahrt. (Jene Seeräuber standen übrigens gerade unter dem Schutz Widzel tom Broks.) In der Nähe Flanderns brachten sie 14 oder 15 hanseatische Schiffe auf. Die Kaufleute wurden mit nach Marienhafen genommen, wo man sie ihre eigenen Schiffe wieder zurückkaufen ließ. Der Verhöhnung noch nicht genug, erklärte man ihnen, sie (die Vitalienbrüder) „weren Godes vrende unde al der werlt vyande“ (HR, 4: 432) (man vgl. Kapitel 1.4.2. *Die Likedeeler*).

Doch diese „paradiesischen“ Zustände sollten nicht lange andauern.

1.6.2. Die Ostfriesland-Expeditionen der Hanse

Die mächtige Hanse hatte nämlich genug von den zerstrittenen Friesenhäuptlingen und ihren Söldnern, die man selbst ja gerade erst mit großer Mühe aus der Ostsee vertrieben hatte. Besonders Lübeck, die „Königin der Hanse“, und Hamburg waren bereit, die Angriffspläne, die am 2. Februar 1400 auf dem Hansetag zu Lübeck beschlossen worden waren, in die Tat umzusetzen.

Zuvor hatte man allerdings versucht, mittels militärischer Androhungen einen Waffenstillstand mit den einzelnen Häuptlingen zu erzielen. Im Allgemeinen waren diese damit auch einverstanden, wohl aus Angst vor den möglichen Sanktionen (man vgl. den Brief Edo Wiemkes. PUHLE, 1994: 111). Doch die gemachten Zusagen währten nie lange.

Als Hauptproblem entpuppte sich hierbei nicht die Angriffslust der Häuptlinge gegen die Hanse, sondern die intensive Fehde-Kultur unter den einzelnen Stämmen. Ab 1398 hatten fast alle Familien Vitalienbrüder in ihren Reihen. Diesen abzuschwören – so wie die Hanse es verlangte – konnte Existenz bedrohend sein, da die Gegenpartei im schlechtesten Fall die verstoßenen Seeräuber unter ihre Fittiche nahm und so eine deutliche Übermacht formte. Durch die Hanse-Interventionen wurde das „System des Schreckens“ (PUHLE) in Ostfriesland empfindlich gestört.

Den Städten war dies jedoch einerlei. Schließlich musste man sich auch noch von den englischen Kaumännern, den „merchant adventures“, vorwerfen lassen, an den Kaperfahrten beteiligt zu sein. Denkt man an Wismar und Rostock vor 1395, erscheinen diese Anschuldigungen aus angelsächsischer Sicht nicht völlig an den Haaren herbei gezogen. Der Hanse reichte es nun, und sie beschloss, gegen die Seeräuber und ihre Schirmherren energisch vorzugehen.

1.6.3. Störtebekers letzte Fahrt

Die Beschlüsse des Hansetags zu Lübeck vom 2. Februar 1400 wurden schließlich mit voller Härte von den Städten am 16. April durchgesetzt. Die lübische Flotte segelte unter Führung der beiden Schiffshauptleute Henning van Rinteln und Johann Krispin nach Hamburg. Im Konvoi ging es dann mit stark gewappneter Mannschaft weiter in die Westerems (Ostfriesland), wo man sich mit den bremischen Verbündeten für den tödlichen Stoß gegen die Vitalienbrüder zusammenrotten wollte (HR, 4: 520).

Doch dieses Treffen sollte nie stattfinden. (Zumindest nicht vor dem 5. Mai, an dem die ersten Friedensverhandlungen begannen.) BENTS (2003: 78) ist der Meinung, dass dies „[...] auf ein Missverständnis bei der Festlegung des Treffpunktes zurückzuführen sein.“ wird. PUHLE (1994: 126) sieht in diesem Nicht-Erscheinen der Bremer jedoch politische Motive. „Offiziell trug Bremen die Politik Hamburgs und Lübecks [...] mit, ließ dieser Haltung aber keine Taten folgen und scheint insgeheim noch einzelne ostfriesische Häuptlinge [...] unterstützt zu haben.“ Auch BRACKER (1999: 328) bewertet Bremens „Engagement“ ähnlich. „Das Verhältnis zur erstarkten Hanse [...] gestaltete sich geradezu konfliktreich, da Bremer Bürger sich anfänglich am Seeraub beteiligten und sogar noch viel später nach Aufnahme in die Hanse den Vertrieb von Diebesgut auf Bremer Märkten ermöglichten.“

Trotz alledem wurde diese Strafexpedition – zumindest dem ersten Anschein nach – ein militärischer Erfolg. Die gut geführten Aufzeichnungen in den Hanserecessen (HR, 4: 538/9 zit. nach PUHLE, 1994: 119) erlauben es, hier mit den hansischen Abenteurern ein Stück „mitzusegeln“.

Am 22. April segelten wir von Hamburg ab und kamen am 5. Mai [diese große Verspätung aufgrund des zwecklosen Wartens auf Bremen] in die Westerems. Am selben Tag vernahmen wir, daß Vitalienbrüder in der Osterems waren. Dorthin schickten wir unsere Freunde, und es half uns Gott, als wir einen Teil von ihnen schnell in unsere Gewalt brachten. 80 von ihnen wurden getötet und über Bord geworfen. Die anderen flohen ans Land.

Den fliehenden Vitalienbrüdern jagte man hinterher, bis man auch sie stellte. Am 11. und am 18. Mai wurden dann 25 bzw. 9 serovere hingerichtet. Dies belegen die

Aufzeichnungen der Hamburger Kämmereirechnungen (Band 1400: 490). “1 Pfund Knokere ad faciendum foveam pro Vitaliensibus decollates. 12 Pfund ad decollandum 30 Vitaliensis.” 1 Pfund Lohn fürs Einscharren der Leichen und 12 für das Abtrennen von 30 Vitalier-Köpfen. Die restlichen vier Gefangenen dürften wohl schon in der Haft oder beim Überstellen verstorben sein.

Die Todesurteile verhängte Hamburg während den Friedensverhandlungen zu Emden am 5. Mai. Die Hanse (vor allem Hamburg und Lübeck) wollte reinen Tisch machen und sich des Piratenproblems endgültig entledigen. Dazu mussten aber die führenden friesischen *hovetlinge* versöhnt werden. Eingeschüchtert durch die militärische Übermacht der Hanse erschienen diese auch reumütig und unterzeichneten, was man ihnen vorlegte (man vgl. PUHLE, 1994: 120-22 und BENTS, 2003: 79-82).

Doch die Hanse war nicht wirklich zufrieden – und konnte dies auch nicht sein. Denn ihnen war der größte Fang entgangen: Godeke Michels.

Hier muss der Störtebeker-Forscher „eingestehen“, dass Michels – zumindest aus hanseatischer Sicht – immer der bedeutendere Pirat war. Störtebeker wird überhaupt kein einziges Mal in den Hanserecessen oder Kämmereirechnungen namentlich erwähnt; nicht einmal bei seiner eigenen Hinrichtung. Godeke Michels hingegen mehrmals. Dies lässt klar erkennen, dass die hanseatischen Ratmänner Störtebeker nie als würdigen Gegner angesehen haben. Nur in den englischen Klageakten wird „Storbiker“ (siehe Kapitel 1.4.2. *Die Likedeeler*) immer in Zusammenhang mit Godeke Michels genannt. Daher resultiert auch die Annahme, dass die beiden des Öfteren gemeinsam auf Kaperfahrt gegangen waren. Allerdings „[...] muß hier erwähnt werden, daß es überhaupt keine historisch auswertbaren Zeugnisse über das Verhältnis zwischen den beiden Seeräuberhauptleuten gibt.“ (PUHLE, 1994: 124). Wo jedoch die historischen Quellen über Störtebeker zu versiegen beginnen, sprießt und entfaltet sich die Legendenbildung (siehe Kapitel 3. *Sage und Mythos*). Da dieses Kapitel aber historischen Anspruch erhebt, soll dieser auch gewahrt und fortgeführt werden.

Godeke Michels konnte der hanseatischen Strafexpedition entkommen, da ihn der friesische Häuptling Sibrand rechtzeitig warnte, und ihm so zur Flucht verhalf. Die Hanse „dankte“ es diesem *heger* (Schirmherr), indem sie ihm – als Lehrgeld

sozusagen – seine Burg Loquard nieder brannte (HR, 4: 544). Als weiteren Beleg für Michels gelungene Flucht lässt sich ein Bericht in den Hanserecessen (4: 593) angeben, den die beiden hamburgischen Schiffshauptleute Albrecht Schreye und Johann Nanne gemeldet hatten.

Wo aber war nun Klaus Störtebeker? Segelte er etwa gemeinsam mit seinem Kumpan Michels gen Norwegen? Oder lag sein enthaupteter Körper schon mit den anderen 29 hingerichteten Vitalienbrüdern in einer zugeschütteten Grube?

Die Forschung ist sich in dieser Frage, wie auch in der Angabe des genauen Todesjahres von Störtebeker (als Zeitraum wird 1400 bis 1403 vorgeschlagen), nicht wirklich einig. Folgen wir hier der These PUHLES.

Ein Vertrag Albrechts von Bayern und Herzog von Holland, datiert auf den 15. August 1400, liefert zunächst interessante Information.

Albrecht etc. gibt bekannt, dass wir einen Vertrag geschlossen haben mit [...] Johan Stortebecker [...] von der Gemeinschaft der Vitalienbrüder, bis zu 114 Mann, in der Art, dass wir sie zu unserer Freundschaft aufnehmen [...] Fortan sollen diese vorgenannten Vitalienbrüder Feind sein all derer, die unsere Feinde sind: (zit. nach BENTS, 2003: 83)

Ein gewisser *Johan* Stortebecker flüchtete also von Ostfriesland nach Holland, wo er und sein Seeräuberhaufen Unterschlupf fanden.

Der angesehene Störtebeker-Forscher Karl KOPPMANN meint in einem Aufsatz von 1877 (38/9), dass es sich hier um einen Namensvetter und nicht um *den* Klaus Störtebeker gehandelt hat. Allerdings liegt die Annahme doch sehr nahe, dass hier der eine Störtebeker gemeint ist.

Im Mittelalter ist diese unterschiedliche Namensgebung keine Seltenheit. „Das lässt sich sogar für Angehörige des Stadtpatriziats in allen Hansestädten nachweisen.“ (PUHLE, 1994: 124).

Vielleicht aber hieß Störtebeker ja wirklich mit Vornamen „Johan“. Denn es waren ja die beiden Chronisten KORNER und RUFUS, die ihn 1430 „Nicolaus“ und etwas später „Clawes“ getauft hatten; wahrscheinlich in Anlehnung an den Namen „nicolao“ im *liber proscriptorum*. Wie dem auch sei, Störtebeker wäre sicher nicht der Erste gewesen, der eine Namensänderung vorgenommen hatte, und schon gar nicht unter

den Gesetzlosen – besonders wenn es sich so einfach machen ließ wie im geburtsurkundenlosen 14. Jahrhundert.

Mitte des 15. Jahrhunderts entwickelte sich zudem ein ökonomischer Konflikt zwischen den niederländischen Städten und Hamburg (man vgl. DOLLINGER, 1998: 253). Die wirtschaftlich aufstrebende Macht Holland war im Begriff, der Hanse ihre Vormachtstellung in Nord- und Ostsee abspenstig zu machen. Um dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten, blies der hanseatische Bund ins Kriegshorn. Zudem hatte Albrecht die im April von Ostfriesland geflüchteten Vitalienbrüder in seine Reihen aufgenommen. Diese Seeräuber-Söldner waren bereits mit Kaperbriefen ausgestattet und auf der Insel Helgoland stationiert. Es ist außerdem gut möglich, dass der schon seit 1394 urkundlich genannte und durchwegs erfahrene Seeräuberhauptmann (Klaus/Johan) Störtebeker, diesen Piratenhaufen befehligte (man vgl. Puhle, 1994: 134).

Die Hanse wollte eigentlich eine weitere Strafexpedition gegen die Vitalienbrüder erst wieder im Frühjahr 1401 ausrüsten, doch der Krieg gegen Holland zwang Hamburg zum Handeln. Zwei Dokumente belegen diese hamburgische Kriegsexpedition.

In den Kämmereirechnungen zum Jahr 1401 (2) findet man folgenden Eintrag:

“Ad reysam dominorum Harmanni Langhen et Nocolai Schoken, in Hilghelande, de anno preterito contra Vitalienses: summa 57 Pfund.” Die beiden Herren Langhen und Schoken erhielten also aus der hamburgischen Stadtkasse eine Entschädigung für ihren Einsatz gegen die Vitalier auf Helgoland. Wichtig ist hier die Zeitangabe *anno preterito*. Damit ist „für das vergangene Jahr“ gemeint, also für 1400.

Ein weiteres Schlüsseldokument findet sich in der Lübecker *Rufus Chronik* (1902: 25). Hier wird vom siegreichen Kampf der Hanseaten um Helgoland berichtet. Am Ende heißt es: „[...] desser vitalien hovetlude weren ghenomet Wichmann und Clawes Stortebeker.“

Legt man diese beiden Belege zusammen, hat man vermutlich das „dokumentierte“ Ende Störtebekers vor sich. Wie die Schlacht bei Helgoland allerdings wirklich verlaufen ist, bezeugt keine einzige überlieferte Quelle. Somit ist dieses Ergebnis mit Vorsicht zu genießen – und lässt viel Platz für Legendenbildung.

Genauer sind jedoch die vollstreckten Hinrichtungen verzeichnet, da diese eben Geld gekostet haben. PUHLE (1994: 136/7) datiert Störtebekers Hinrichtung aufgrund folgender Aufzeichnung aus den Kämmereirechnungen (1400: 1) auf das Jahr 1400. „1 Pfund Knokere ad faciendum foveam pro Vitaliensibus decollates. 12 Pfund ad decollandum 30 Vitaliensis.“ Henkerslohn fürs Enthaupten und Einscharren.

BENTS (2003: 88/9) hält hier allerdings dagegen. Und auch Harald GRÖHLER (2006: 188) widerspricht in seiner romanhaft gehaltenen Störtebeker „Biographie“ PUHLE im letzten Punkt. Er verweist ebenfalls auf eine Aufzeichnung aus den Kämmereirechnungen, aber aus dem Jahre 1401 (2). „Pro expensis Hollandinorum captivorum et Frisonum et Vitaliensium sub pretorio 193 Pfund 7 β.“ – Verköstigungsveranschlagung für die in den Kellergewölben des hamburgischen Rathauses gefangen gehaltenen Holländer, Friesen und Vitalier.

BENTS sowie auch GRÖHLER sind der Meinung, dass Störtebeker bis zu seiner Enthauptung noch einige Zeit in Gefangenschaft saß. Schließlich soll dann aber auch er hingerichtet worden sein. „1 Pfund Knokere ad faciendum foveam pro Vitaliensibus decollates. 12 Pfund ad decollandum 30 Vitaliensis.“

Wenn auch nicht über das Jahr, so sind sich die drei Autoren über Störtebekers letzten Tag einig. In den *Hamburgischen Jahrbüchern* von 1457 (man vgl. BENTS, 2003: 89) wird angegeben, dass die Piraten Wichmann und Störtebeker „anno 1402 altohand na Feliciani afgehouden“ seien. KOPPMANN nennt den 20. Oktober als Felicianustag.

Die Vitalienbrüder und Klaus Störtebeker wurden am Grasbrook vor den Toren Hamburgs enthauptet. Die Köpfe der Hauptmänner wurden mit einem langen Nagel durchbohrt und als Mahnmal gegen die Piraterie auf einem Pflock aufgestellt.

Eine unwahre Episode, die sich in die Störtebeker-Geschichte(n) eingeschlichen und festgesetzt hat, ist die Teilnahme des Schiffs *Bunte Kuh* am Kampf um Helgoland. Wieder einmal beweisen Kämmereirechnungen, dass dem nicht so war, sondern dass dieses Schiff erst 1401, also nach der hamburgischen Kriegsexpedition, fertig gestellt worden war. „Ad construendum naves Symonis de Utrecht et bunt ko et pro expedicione eiusdem navis bunte ko 95 ½ Pfund 5 β.“ Allerdings kam es sogleich zum Einsatz. Und zwar um Godeke Michels auf der Weser einzufangen. Dies gelang auch noch im selben Jahr, und vermutlich stellte man auch seinen Schädel am Grasbrook auf.

Simon von Utrecht war der Schiffseigentümer der *Bunten Kuh* und Hermann von Nyenkerken befehligte sie. Auch dies verwechselt die Geschichtsdichtung gerne. Beziehungsweise wurde zu Lebzeiten dem Patrizier Simon von Utrecht der Lohn zuteil, den der nichtadelige Schiffshauptmann Hermann von Nyenkerken ehrlich erfochten hatte.

Nach den Hinrichtungen Klaus Störtebekers und Godeke Michels war noch immer kein Ende der Vitalienbrüder abzusehen. Ihre Nachfolger rotteten sich bereits 1402 wieder zusammen und plünderten fleißig die hanseatischen Schiffe (man vgl. PUHLE, 1994: 145).

Erst im Jahre 1435, nach einer weiteren groß angelegten hamburgischen Strafexpedition, konnte die Hanse die Gemeinschaft der Vitalienbrüder zerschlagen. Allerdings – wie PUHLE (1994: 145) treffend bemerkt – „[...] ohne, daß damit jedoch die Geschichte der Kaperei und Seeräuberei beendet gewesen wäre.“

1.7. Conclusio

Was kann nun zusammenfassend über Klaus Störtebekers historisches Wirken gesagt werden?

Im Grunde sehr wenig, denn abgesehen von drei Dokumenten, die aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen, gibt es keine weiteren historischen Belege über den berühmtesten Piraten Deutschlands. Ausschlaggebend ist jedoch das Bestehen der Klageakte Henrys IV. Darin wird nämlich „one called Stortbeker“ als Seeräuberhauptmann der Vitalienbrüder genannt, und das nicht nur ein Mal. Somit ist die Existenz des norddeutschen Seeräuberhäuptlings bewiesen.

Zudem werden noch die Piratenhäuptlinge Wichmann, Wigbold und Goedeke Michels genannt, die ebenso Eingang in die Störtebekerliteratur gefunden haben.

Klaus Störtebeker kaperte im 14. Jahrhundert also Handelsschiffe der Hanse. Dass er seine Beute allerdings großzügig unter der armen Bevölkerung verteilte, ist historisch natürlich nicht belegbar. In den Hanserecessen wird sein Name zudem nicht ein Mal

erwähnt. Anscheinend war er für das hanseatische Patriziat keine nennenswerte Gefahr. Ebenso wenig war er persönlicher Todfeind der Wulflam, wie es so gerne in verschiedenen literarischen Texten dargestellt wird.

Seinen Ruf und seine Charaktereigenschaften (so wie sie heute bekannt sind) verdankt Klaus Störtebeker eindeutig der deutschen Bevölkerung und deren Einfallsreichtum. Durch Geschichten und Erzählungen hat es das Meer an weißen Flecken im *Curriculum vitae* des Vitalienbruders und Likedeelers phantasievoll aufgefüllt und somit der geisterhaften Gestalt Störtebeker Leben eingehaucht.

An der Überlieferung der Vitalier-Geschichte und der damit verbundenen Ereignisse rund um Godeke Michels und Störtebeker waren jedoch auch die Chronisten des 15. Jahrhunderts im wahrsten Sinne des Wortes federführend beteiligt. Dass diese ihre „historischen“ Berichte nicht selten mit Einfallsreichtum und Phantasie aufgepeppt haben, ist eine bekannte Eigenheit der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung.

Und bekannterweise wiederholt sich die Geschichte. So findet man (unter anderem) auch in der parteihörigen DDR-Literatur oftmals Fiktives unter faktischem Vorzeichen.

Im folgenden Kapitel sollen diese gut 600 Jahre auseinander liegenden „Gemeinsamkeiten“ untersucht und ein Bogen zwischen mittelalterlicher und deutsch-demokratischer Geschichtsschreibung bzw. -dichtung gespannt werden.

Was schließlich Erzählung und Sage aus dem serover Störtebeker gemacht haben, ist Gegenstand des vierten Kapitels (3. *Sage und Mythos*).

Anliegen dieses ersten Punktes war es, einen historischen Überblick über die Jahre 1361-1401 speziell in Bezug auf Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder zu geben, und den wahren Kern aus seiner sagenumwobenen Schale herauszupulen.

2. Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung

2.1. Allgemeines

Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung liegen oft näher zusammen, als es zunächst den Anschein erweckt.

Die Historiographie erhebt prinzipiell den Anspruch, objektiv und unparteiisch zu sein. Der Historiker des 19. Jahrhunderts sollte idealerweise die Geschichte so niederschreiben, wie sie wirklich passiert war. Mit der kulturgeschichtlichen Wende der Geschichtswissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts wurde dieser Anspruch auf hundertprozentige Objektivität aber wieder fallengelassen. Denn man kam überein, „[...] daß es ‚die‘ Realität weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit gibt, sondern jede Wirklichkeit zuallererst eine gesellschaftliche Konstruktion bildet.“ (SABROW, 2000: 11/2).

Aus dieser Erkenntnis könnte zunächst eine gewisse Geschichtsverdrossenheit resultieren – und das wohl nicht ganz zu Unrecht. Dennoch muss man sich eingestehen, dass die öffentliche Realität eine auf Konventionen basierende und somit subjektiv ist. Der Historiker kann also im besten Fall eine intersubjektive Darstellung der Vergangenheit niederschreiben. Wobei er Tatsächliches (z. B. einen Schiffsuntergang oder den Auftritt eines Politikers, etc.) aneinander reiht und daraus wiederum seine Schlüsse zieht – die bestmöglich allgemeingültigen Charakter haben. Die belegten Fakten können natürlich auch unter einem bestimmten Vorzeichen, soll heißen, unter einer bestimmten Perspektive, Theorie oder Ideologie gelesen und gedeutet werden.

So beispielsweise im Sinne der marxistischen Geschichtstheorie, der die These „Alle Geschichte ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ (MARX, o. J.: 11) zugrunde liegt. Dieser Aussage nach seien die antiken Helotenaufstände, die englischen *peasants revolts* des 14. Jahrhunderts, die Erhebungen der Zünfte, die Studentenunruhen der 1968er etc. Klassenkämpfe, die als gemeinsames Ziel das Schaffen einer klassenlosen Gesellschaft haben. Der marxistischen Geschichtstheorie nach, wird hier der Charakter vergangener Ereignisse gedeutet, um das ideologische Ziel (eine kommunistische, klassenlose Gesellschaft) zu erreichen.

Historisch und soziologisch gesehen, waren die meisten dieser Erhebungen (z.B. der Knochenhaueraufstand in Lübeck², die Braunschweiger Schicht³ etc.) allerdings „nur“ Einzelrevolten verschiedener Zünfte und Interessensvertreter, deren Ziele Verbesserungen auf einzelnen Gebieten waren (z.B. Ratmitglieder zu stellen, bessere Arbeitsbedingungen, mehr Lohn, etc.). Ein gemeinsames Aufbegehren aller Arbeiterschichten als eine „Klasse“ (noch dazu vereint mit den Bauern) ist historisch gesehen ein unbekanntes Phänomen. Ebenso selbstlose Solidarität unter den Zünften (man vgl. DOLLINGER, 1998: 184/5).

Im Gegensatz zum Historiker legt nun der Geschichtsdichter mehr Wert auf eine spannende, ihm dienende Geschichte. Weiße Flecken auf der historischen Landkarte bieten sich hervorragend an, ausgeschmückt zu werden. Des Weiteren kann tatsächlich Passiertes anders dargestellt werden. Wobei hier wieder die Frage der verschiedenen Realitäten aufzuwerfen ist. Wodurch sich aber der Geschichtsdichter abhebt, ist die Tatsache, dass er eine Wirklichkeit erdichtet, d. h. er erfindet bewusst eine Realität bzw. stellt die faktischen Ereignisse nach seinen Vorstellungen und nach bestimmten Absichten dar. Dies führt oft zu einem verzerrten Bild der Ereignisse. Da Geschichte hauptsächlich von den Siegern geschrieben wird, kommt es meist zur einseitigen Beschreibung der Begebenheiten.

So beispielsweise in den Hanserecessen. Sowohl der Krieg gegen den dänischen König Waldemar VI. Atterdag wie auch der Eroberungsfeldzug gegen die autonomen Friesischen Häuptlinge und die Vernichtung der Vitalienbrüder wurden klarerweise (aus hanseatischer Sicht) als gerechtfertigte Erfolge verbucht. Die Verlierer würden die Ereignisse wohl anders darstellen.

Besonders schwierig wird es für den korrekten Historiker, wenn dieser zudem von der Obrigkeit angewiesen wird, die Fakten im Sinne der Führung zu manipulieren. So weiß ein Historiker der DDR leidsam zu berichten:

² Stattgefunden im Jahre 1380. Ein „Konflikt zwischen einigen Handwerkern und Patriziat.“ (DOLLINGER, 1998: 185)

³ Stattgefunden im Jahre 1374. Ein „Bündnis zwischen Handwerkern und mittleren Kaufleuten.“ (ebd., 185)

Historische Untersuchungen sind oft nicht gerade dankbare Gegenstände. Kaum ein Leser ahnt, welche Mühe mit ihnen verbunden ist, und mancher vergißt, wie schwer es ist, zu allgemeingültigen Schlußfolgerungen zu gelangen. [...] Dazu kommt – und das kann man gar nicht oft genug betonen – die Tatsache, daß Quellen unserer geschichtlichen Forschung nicht von Vertretern des historischen Materialismus geschaffen werden – man muß also immer wieder in anderem Sinne gefasste Angaben interpretieren, und das ist sehr schwer. (zit. nach SABROW, 2000: 29)

2.2. Geschichtsschreibung im Spätmittelalter

Das Europa des Spätmittelalters wurde vor allem von einem schrecklichen Ereignis überschattet: dem Schwarzen Tod. Von 1348 bis 1349 wütete die Pest am heftigsten, und die großen Epidemien hinterließen eine unübersehbare Spur des Todes und der Zerstörung in der gesellschaftlichen Ordnung. Ein Drittel der Bevölkerung Europas (ca. 25 Millionen Menschen) fiel der Seuche zum Opfer. Zehntausende Juden wurden bei Pogromen als Sündenböcke unschuldig gebrandmarkt und ermordet. Plünderungen, Brände, Ausgangssperren, Lynchjustiz und gegenseitige Denunzierung ließen das Klima in den Städten und das Bewusstsein der Bürger verrohen. Diese Zäsur, die Auswirkung auf beinahe alle Lebensbereiche hatte, zeichnete sich naturgemäß auch in der Geschichtsschreibung ab. Und zwar auf ihre eigene Weise.

Die Pest raffte nämlich einen Großteil der Geschichtsschreiber hin, was zu einem Abbrechen verschiedenster Chroniken⁴ und Jahrbücher führte. Man könnte beinahe sagen, der Schwarze Tod schrieb Geschichte, indem er sie ausradierte. „Ein Chronist des Tiroler Klosters Marienberg, der die Pest überlebte, schildert, wie die durchgehende Berichterstattung gewissermaßen am seidenen Faden hing: Alle starben, außer dem Abt, zwei Brüdern und dem Berichterstatter.“ (SPRANDEL, 1994: 5).

Doch die Pest sollte nicht nur Auswirkung auf die Quantität der Chroniken und Jahrbücher haben, sondern auch auf deren Qualität. Rolf SPRANDEL (1994: 22) nennt in seinem Werk *Chronisten als Zeitzeugen* drei charakterisierende Merkmale der

⁴ beispielsweise der Weltchronik Flores temporum und der Sächsischen Weltchronik (man vgl. SPRANDEL, 1994: 5)

spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung (besonders ab 1350): „Begierde nach Neuigkeiten, Streben nach Kurzweil und lockeres Verhältnis zur Wahrheit.“ Der Chronist Hermann KORNER beispielsweise nahm sich erstere Eigenschaft besonders zu Herzen und gab seiner Lübschen Chronik den Titel *Chronica novella*.

Dieser Verfall an Wahrheitsforderung (auch im Verhältnis zur frühmittelalterlichen Geschichtsschreibung) bzw. der geforderte Wahrheitsanspruch von zum Teil selbst erdichteten Geschichten rückt die spätmittelalterliche Tradition der Geschichtsschreibung in ein ziemlich schiefes wissenschaftliches Licht. Für den Historiker von Heute ist bei der Auswertung solcher Quellen immer doppelte Vorsicht geboten.

2.2.1. Chronisten schreiben (Störtebekers) Geschichte

Für die Störtebeker-Forschung sind vier Geschichtsschreiber und deren Chroniken von Bedeutung.

Aus dem 15. Jahrhundert die so genannte *Detmar Chronik*, die später für den Chronisten Hermann KORNER (*Chronica Novella*) mehrmals als Vorlage dienen sollte. Und die um 1560 entstandene *Tratzigers Chronica der Stadt Hamburg* von Conrad TRATZIGER sowie die *Rufus Chronik*.

Obwohl die eben genannten Chronisten alle mehr oder weniger ausführlich von Claves Störtebeker und den Vitalienbrüder berichteten, darf man diese „Historiker“ nicht als Störtebeker-Forscher oder gar Seeräuberfreunde verstehen. Vielmehr arbeiteten sie im Auftrag des Stadtrates und des Patriziats, also für die direkten Gegenspieler Störtebekers & Co. Die Chronisten schrieben die Geschichte der Sieger, der Hanse, die mit dem Triumph über die Seeräuberhäuptlinge und deren Hinrichtung am Richtblock für die Verlierer hier endet.

Die meisten Chronisten schrieben in Beauftragung des herrschenden Standes. Stadtbücher und Stadtchroniken wurden verfasst, ebenso Dynastiegeschichten bzw. Familienchroniken. Manchmal waren Einfluss und Darstellung eines führenden Familiengeschlechts auf die Stadtgeschichte und die Gesellschaft so stark, dass einige

Städtechroniken auch als Familienchroniken zu lesen sind (man vgl. HEIDUK, 1997: 20).

Andere Chronisten blickten wiederum über die Stadtmauern hinaus und berichteten in belehrendem, moralisierendem Ton über die Geschicke des Reichs. So zum Beispiel Peter Eschenloer in seiner lateinischen *Historia Wratislaviensis* aus dem Jahre 1472 (man vgl. HEIDUK, 1997: 18).

Was jedoch alle Chronisten und Geschichtsschreiber verband, war ihre Rolle als „Träger der Meinungsbildung“ (ebd., 14).

Die Stadträte und die führenden Patrizierfamilien erkannten naturgemäß die Bedeutung dieses Machtinstruments. Und als erfahrene Führungsriege bedienten sie sich der Geschichtsschreibung auf zweierlei Art.

So sollten erstens alltägliche politische und gesellschaftliche Ereignisse festgehalten werden. Beispielsweise wurden gerichtliche Beschlüsse oder Gesetzesnovellen protokolliert und veröffentlicht. Auch Godeke Michels Festnahme verschriftlichte man in den Hanserecessen.

Dieses Ereignis wird darin zwar recht nüchtern beschrieben, was dadurch seine Bedeutung aber keinesfalls schmälert. Die Verschriftlichung des Sieges Hamburgs über die Seeräuber stellt die Hansestadt und damit den ganzen Hansebund als starke und mächtige Autorität dar, deren Herrschaftsanspruch offensichtlich gerechtfertigt ist.

Für die Führungseliten wurde es von immer größerer Bedeutung, die politischen und gesellschaftlichen Tagesgeschäfte niederschreiben zu lassen. Denn durch diese Beschreibungen wurden ihre machtpolitischen Entscheidungen und Aktivitäten vergegenwärtigt und damit die Wichtigkeit ihrer „Dienste“ verdeutlicht. Ein Großteil der entstandenen Chroniken ist dem Apparat der Jurisprudenz zu verdanken. Urkunden, Dokumente, Briefe, Gesetzeserklärungen usw. wurden von Stadtschreibern (die oft selbst gleichzeitig Ratschreiber, Schöffen und Ratsleute waren) gesichtet und zusammengetragen. „Diese Geschichtswerke sind damit nicht aus eigentlich historischem Interesse entstanden, sondern als Zeugnisse des städtischen Rechtszustandes [...]“ (HEIDUK, 1997: 15).

Sogar unter den Ratsmitgliedern machte man keine Ausnahme, und Rechtssprüche wurden schonungslos exekutiert. So wurden beispielsweise zwei Ratsherren aus

Zwittau gefoltert und der Stadt verwiesen. 1490 wurde „[...] der frühere Breslauer Landeshauptmann und Bürgermeister Heinz Dompnig und 1495 der Bürgermeister Zittaus, Johannes Bapst, enthauptet [...]“ (ebd., 35). Wie weit hier allerdings von Gesetzestreue oder internen Machtkämpfen gesprochen werden kann, ist schwer festzustellen. Denn in den Chroniken werden die wirklichen Umstände meist ausgespart. Stattdessen werden nicht selten „offiziell vorgeschobene Urteilsbegründungen“ angeführt. Wie hier im genannten Fall „Brieffälschung und Verrat ihrer Stadt“ (ebd., 35).

Zweitens sollten Ereignisse und Errungenschaften vergangener Dekaden beschrieben werden, um den noch immer bestehenden Machtanspruch durch historische Erfolge zu rechtfertigen.

Große Schlachten und Triumphe, die man errungen hatte, wurden sehr gerne und sehr ausführlich „besungen“. Wobei historische Lücken ohne großes Aufsehen durch Erfundenes ausgefüllt wurden. Mager dokumentierte Begebenheiten schmückte man nicht selten lebendig und detailverliebt aus. So beispielsweise Godeke Michels' und Störtebekers Festnahme.

Im nechsten jare, do man schrieb 1402, gerieten die Engelandfahrer bei Heilgelant an etzliche Vitalienbrudere, die in der Westsehe noch raubeten. Derselbigen hauptleute weren: Clawes Stortebecker und sunst einer Wichman genennet. Die Hamburger griffen die seerauber merklich an un erschlugen ihr bei 40gen, in die 70 wurden gefangen und gen Hamburg gefuret, aldo die gekopfet wurden, und nach ihrer arbet verdienen belonet wurden, Nicht lang darnach in derselbigen jare fiengen die Hamburger noch bei 80 Vitalienbrudere mit ihren haupleuten Godeken Michael und Wigbolden, welcher war ein promovierter magister in den freien kunsten. Sie wurden alle gen Hamburg gefuret, daselbst entheuptet und ihre heupter uf das Brok zu den anderen gesetzt. (TRATZIGER, 1899: 120)

Durch dieses Beschreiben „gemeinsamer“ Geschichte sollte unter anderem ein Gemeinschaftsgefühl in der Gesellschaft entstehen. Thomas FUCHS (2006: 1) bezeichnet dies – in Anlehnung an den Humanisten Melanchton – als das Erschaffen einer Tradition. „Die narrative Bewältigung der Vergesellschaftungsprozesse war für Melanchton ‚traditio‘.“

Durch Geschichtserzählung wurde also ein Traditionalisierungsprozess eingeleitet; ausgehend von der Führungsschicht und unter deren Anleitung. FUCHS (2006: 4) geht

einen Schritt weiter und bezeichnet diese künstlich geschaffene Tradition als „ideologisches Abfallprodukt der Geschichtsschreibung“. Er schlussfolgert, dass spätmittelalterliche Geschichtsschreibung ein elitäres Phänomen war, das erst im Laufe des 18. Jahrhunderts durch die „Verbürgerlichungstendenzen“ und „im Kontext der aufklärerischen Denkbewegung“ ins Wanken geriet. Und mit ihm das „historiographische Herrschaftsmonopol“.

Der Führungselite lag natürlich einiges daran, sich dieses Herrschaftsmonopol zu sichern und zu wahren. Die Untertanen sollten sich daher an ihre ruhmreichen Taten und Zeiten oder an die ihrer Vorfahren erinnern. Denn „Herrschaft war Erinnerung und die Eroberung der Erinnerung bedeutete, Herrschaft auszuüben.“ (ebd., 11).

Und da der Einzelne im Allgemeinen recht vergesslich (und auch undankbar?!) ist, versuchte man das kollektive Gedächtnis zu beschwören und ließ die Geschichte der Sieger in Annalen und Chroniken eingehen. Was naturgemäß sehr gut funktionierte. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gab es beinahe keine ratsfremde historische Chronik mehr.

Als Gegenstück dazu darf wohl die Volkssage gewertet werden. Durch diese Erzählungen konnte sich das einfache Volk selbst einen Reim auf die Geschehnisse machen. Wie weit der Einfluss der Chroniken allerdings reichte, zeigt das Volkslied *Das Lied von Störtebecker und Jodge Michael* (Störtebekerlied). Hier wird der letzte Kampf der Seeräuber beschrieben. Und zwar so, wie ihn die Chronisten DETMAR, KORNER, RUFUS und TRATZIGER wiedergeben. Nämlich den Triumph der Hanse – personifiziert durch den Patrizier Simon von Utrecht – hervor hebend.

Bis auf die Zeile „*De roveden beide tho glikten deel*“ findet man keinen Hinweis darauf, dass die beiden Seeräuberhäuptlinge Michels und Störtebeker „volksfreundlich“ oder umgekehrt, dem Volke sympathisch gewesen wären.

Ganz anders verhält es sich wiederum in manchen Störtebeker-Sagen. Dort wird der Seeräuberhäuptling des Öfteren zum Liebling des Volkes erklärt (man vgl. *Kapitel 3.2. Der Störtebeker Sagenstoff*). Nicht aber so im Störtebekerlied, wo der eigentliche Held Simon von Utrecht (der historisch gesehen gar nicht auf diesem Schiff war) den Piraten den Gar ausmacht.

Trotzdem darf man das Störtebekerlied zu einem großen Teil als Triebfeder für das Entstehen vieler Störtebeker-Sagen sehen; und im weiteren Sinne schließlich auch für die Schaffung des in Deutschland bekanntesten Seeräubermythos.

2.3. Kulturbetrieb und Geschichtsschreibung in der DDR

Am 7. Oktober 1949 wurde die Deutsche Demokratische Republik gegründet. Der Titel der Nationalhymne *Auferstanden aus Ruinen* gab den Marschschritt vor. Der neue Staat sollte wie Phoenix aus der Asche auferstehen. Und die Vorzeichen standen – zumindest von außen betrachtet – günstig. Die Nationalsozialisten waren besiegt und der Ruf nach einem sozialistisch-kommunistischen Deutschland hörbar.

Die Jahre 1945-1949 werden in Ostdeutschland als *antifaschistisch-demokratische Phase* bezeichnet.

Im Westen sprachen Schriftsteller vom „Nullpunkt“ und der „Kahlschlagliteratur“, und wollten damit auf die Unmöglichkeit des künstlerischen Schaffens nach der nationalsozialistischen Katastrophe hinweisen. Sie forderten einen absoluten Neubeginn. Im Gegensatz dazu forderten und förderten die führenden Köpfe der SBZ (Sowjetische Besatzungszone) und späteren DDR eine Rückbesinnung auf die deutsche Kultur rund um Goethe, Schiller, Beethoven und Lessing. Und dies unter humanistischem und antifaschistischem Vorzeichen. Zudem verpflichtete man sich der Marxistischen Kulturpolitik.

Laut dieser verschwindet mit dem Untergang eines jeden politischen Systems auch dessen Kultur. Demnach sollte der Übergang zum Sozialismus neben einer klassenlosen Gesellschaft auch eine neue Kultur erschaffen, die die abgestorbene ersetzt. Ihr Charakter sollte realistisch und volksverbunden sein. Das Volk (Arbeiter, Bauern, Gelehrte und Künstler) sollte Kultur schaffen. Willi Bredel, ein Schriftsteller der so genannten ersten Autoren-Generation, war mit seinem Werk *Die Väter* (1948) ein bedeutender Vertreter dieser Zeit.

Zudem sollte ein „neuer deutscher Mensch“ geschaffen werden. Der „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ (gegründet am 4. Juli 1945) schrieb sich

dieses Vorhaben auf die Fahne.

Allerdings zeichnete sich schon bald eine parteipolitische Richtlinie ab. Johannes R. Becher meinte 1951 zur Kulturrevolution: „Die Kultur der Zukunft verlangt einen anderen Menschentyp, der sich freiwillig und bewußt als Einzelpersönlichkeit in den Dienst der Gesamtheit stellt.“ (zit. nach FISCHBECK, 1979: 1). Was für die „Gesamtheit“ gut war, entschied die Sozialistische Einheitspartei (SED). Und neben den kulturellen Leitlinien „förderte“ sie durch Repressionsmaßnahmen auch das „freiwillige“ Schaffen der Künstler.

Von 1949-1960 sollte die Kunst im *Dienst des planmäßigen Aufbaus des Sozialismus* stehen. Bereits 1951 sprach Ministerpräsident Otto Grotewohl (zit. nach RÜTHER, 1987: 13) von der „Kunst im Kampf für Deutschlands Zukunft“ und meinte weiter „Literatur und bildende Künste sind der Politik untergeordnet ... Die Idee in der Kunst muß der Marschrichtung des politischen Kampfes folgen. [...] Was sich in der Politik als richtig erweist, ist es auch unbedingt in der Kunst.“

Im Juli 1952 fand dann der II. Parteitag der SED statt, auf dem die Weichen für den weiteren Kunstbetrieb gestellt werden sollten. Generalsekretär Ulbricht forderte eine „neue und fortschrittliche“ Literatur. Das Prädikat „fortschrittlich“ verlieh er beispielsweise der *Stalin-Kantate* von KuBa. Hier ein Auszug:

J. W. Stalin

Er kam auf die Erde, ein dürftiger Gast,
verwüstet die Welt war vom Hasse. –
Das Leben war Schuhpech und Leisten und Last,
ein Stiefel der Räuber im Fürstenpalast.
Das Arbeiterkind ward vom Strome erfaßt
Dem Mahlstrom der Arbeiterklasse!
[...]
Laßt rasseln! Der Vollmond ist immer noch rund!
Die Zeit steht mit Hammer und Sichel im Bund,
[...]

Am Buchrücken des Gedichtbands *Kuba Gedichte Eine Auswahl*, der 1952 in Berlin im „Volk und Welt Verlag“ erschienen ist, wird Kurt Barthels poetisches Schaffen in höchsten propagandistischen Tönen gelobt: „Kubas Gedichte sind konkret wie Brot auf dem Tisch – und ebenso schön, so fest, so gesund. Es sind Gedichte des

schaffenden, vorwärtsstürmenden Lebens, diktiert von der großen Liebe des Dichters zu seinem Volk.“ Dieser Klappentext ist heutzutage eigentlich nur mehr mit Humor und Ironie zu bewältigen.

Das Zentralkomitee der DDR war bemüht, eine Literatur zu schaffen, die wiederum zur Schaffung des DDR-Staates beitragen sollte. Kunst sollte traditionsstiftend wirken und Patriotismus und Glaube an ein deutsch-demokratisches Volk fördern. Man suchte Nationalhelden und Idole, denen der „neue deutsche Mensch“ nacheifern sollte. Scurrilerweise entdeckte man auch Josef Stalin dafür, der daraufhin von vielen Autoren besungen wurde. In Moskau galt er zudem als Erfinder der U-Bahn. Ein „Faktum“, das sowohl in Paris’ wie auch in Londons Medien unkommentiert blieb. Zudem stellte man die Partei über alles. In der *Kantate 1950*, die am II. Parteitag der SED vorgetragen wurde, wird dies mehr als deutlich. „Du großes Wir, Du unser aller Willen: // Dir, Dir, verdanken wir, was wir geworden sind! // [...] Dir alle Macht, der Sieg ist Dein, Partei!“ (zit. nach RÜTHER, 1987: 59). Diese beinah göttliche Verehrung verdeutlicht den unumstrittenen Herrschaftsanspruch der SED.

Am 17. Juni 1953 kam es in der DDR zu einem von der Arbeiterklasse getragenen Volksaufstand gegen die praktischen Auswirkungen des Plans zur Verwirklichung des Sozialismus. Dieser wurde von Volkspolizei und Militär blutig niedergeschlagen. Kurt Barthel „schämte“ sich öffentlich für die „unreifen“ Arbeiter. Andere Schriftsteller unterstützten diese Erhebung ebenfalls nicht.

Am 9. Januar 1956 fand der IV. Schriftstellerkongress statt. Den teilnehmenden Autoren wurde ein „Grußschreiben“ der SED übergeben. Darin waren die Forderungen der Partei bezüglich einer sozialistischen Literatur aufgelistet. Man verlangte politisches Engagement und Erziehung zum Patriotismus – „auch im Sinne der Verteidigung der Heimat“ (zit. nach RÜTHER, 1987: 64). Den Schriftstellern wurde nicht nur ein Maulkorb verpasst, ihnen wurde auch ihre künstlerische Linie vorgegeben.

Am XX. Parteitag der KPdSU im Februar des gleichen Jahres verurteilte Chruschtschow öffentlich die Taten des verstorbenen Stalin. Kritische Autoren sahen sich dadurch bestärkt und fühlten sich im Aufwind. Der im November von der

russischen Armee niedergeschlagene Ungarn-Aufstand zerstörte allerdings ihre Hoffnungen und gab der SED neue Kraft und Aufwind. Repressionsmaßnahmen wurden verstärkt, Parteigegner ins Zuchthaus gesteckt.

1958 wurden Ulbrichts *Zehn Gebote der sozialistischen Moral* veröffentlicht. In Anlehnung an die christlichen Zehn Gebote wurde das Volk angehalten, das Vaterland zu lieben, das Volkseigentum zu schützen und den Sozialismus über die Grenzen hinaus zu verteidigen. Da die Religion in der DDR offiziell abgeschafft war, konnte man sich nun ausgiebig ihrer PR-Strategien bedienen. Der Staat sollte zum Opium des Volkes werden.

1959 wurde der „Bitterfelder Weg“ eingeschlagen. Unter dem Motto „Greif zur Feder, Kumpel, die sozialistische Nationalliteratur braucht dich!“ wollte man die Arbeiterklasse in den Kulturbetrieb einbinden. Schriftsteller waren angehalten, Werksbetriebe zu besuchen und gemeinsam mit den Arbeitern zu schreiben. Der Sozialistische Realismus entstand.

In den nächsten Jahrzehnten folgten weitere Parteitage und Schriftstellerkongresse, auf denen immer wieder zur „Volksverbundenheit und Parteilichkeit“ aufgerufen wurde. Die starren kulturellen Vorgaben und Richtlinien vonseiten der SED führten schließlich zu einer Erlahmung und Petrifikation der Kommunikation und des Literaturbetriebs in der DDR. Odilo Gudorf analysiert dies in seinem Werk *Sprache als Politik* wie folgt.

Das Monopol des Staates über alle öffentlichen Kommunikationen legt diese aber gerade auf eine reduzierte Komplexitätsstufe fest, die vom politischen System und seinen ideologischen Darstellungsbedürfnissen bestimmt ist. Während Kommunikation im systemtheoretischen Modell tendenziell offener Gesellschaften Komplexität erzeugt bzw. real bestehende Komplexität manifest macht, wird dieselbe in ideologiefixierten >geschlossenen< Systemen mittels Kommunikation reduziert. (zit. nach RÜTHER, 1987: 49)

Zu Beginn der SBZ/DDR war man bemüht, durch eine offene entgegenkommende Kulturpolitik Kulturschaffende in die Ostzone zu locken. Je stärker aber das Schaffen des DDR-Staates (aus der SBZ) in den Vordergrund rückte, desto heftiger wollte man Literatur und Kunst instrumentalisieren. Autoren sollten für den neuen Staat schreiben

und ihm somit ein Gesicht und eine Identität verleihen. Es war nötig, eine deutsch-demokratische Vergangenheit zu schaffen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass immer wieder das 15. Jahrhundert mit seinen Arbeiter- und Bauernaufständen als eigentliches Anfangsdatum der DDR genannt wurde. Zudem verstand man sich als Staat, der in der Tradition der 1848er Revolution stand. Manchmal ging man aber auch ein wenig weiter zurück, wenn es historisch gesehen „etwas zu holen gab.“

Zum Beispiel ins 14. Jahrhundert, wo man Klaus Störtebeker als wahren Kommunisten und deutschen Robin Hood auszumachen glaubte. Historische Quellen wurden notfalls erfunden oder einfach ausgespart. Im Auftrag der Partei wurde(n) Geschichte(n) geschrieben. Und nicht selten verschwammen dabei die Grenzen zwischen Fiktivität und Faktizität.

Doch nicht nur die SED war um eine neue Geschichtsschreibung bemüht. Gerade nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs lag wohl den meisten Ländern an einer vorteilhaften Darstellung ihrer Mitwirkung an dieser martialischen Totalkatastrophe (Verwiesen sei hier nur auf die „Opfer-Darstellung“ Österreichs).

Dennoch sahen sich die Satellitenstaaten der Sowjetunion größeren historiographischen Problemen ausgesetzt. Schließlich ging es für sie um die Rechtfertigung eines neuen Herrschaftsanspruchs und um die Präsentation als Teil der kommunistischen Weltmacht.

Am 17. Dezember 1958 wurde in Berlin durch das Zentralkomitee ein großes Historikertreffen einberufen, zu dem sich die Spitzen der ostdeutschen Geschichtswissenschaft einfanden. Die zentralen Themen waren Vergangenheitsbewältigung und Geschichtsschreibung, d. h. die historische Position der DDR sollte neu ausgelotet und entsprechend (aus)gestaltet werden. Besonders der Vergleich mit dem westdeutschen Nachbarn wurde gesucht, dessen Geschichtsschreibung man im direkten Kontrast zur deutsch-demokratischen las. Gerade aufgrund der evidenten Gemeinsamkeiten (gemeinsame Sprache, gemeinsame Kultur, gemeinsame Vergangenheit, etc.) war man bemüht, Distanz zum „imperialistischen“ Nachbarn zu schaffen. Zudem befand man sich im ewigen (ökonomischen, kulturellen etc.)

Konkurrenzkampf mit der BRD, der auch mit großem internationalem Interesse beobachtet wurde.

Auf dem Historikerkongress ließ Generalsekretär Ulbricht sich nicht lange bitten und sprach von „[...] ideologische[r] Verseuchung Westdeutschland[s] [...]“ (zit. nach SABROW, 2000: 9) und forderte die Geschichtsschreiber zum Handeln auf. Der Parteihistoriker Ernst Hoffmann fügte noch hinzu, dass im Westen „[...] ein von oben zusammengezoomtes und dirigiertes Kollektiv von Historikern [...] den deutschen Imperialismus bei der Vorbereitung des Atomkrieges unterstützt.“ Zudem sei „[...] unsere wissenschaftliche Arbeit völlig mit der objektiven Wahrheit des historischen Fortschritts übereinstimmt [...]“ (ebd., 10).

Die SED-Funktionäre versuchten, sich auf diesem Kongress als moralische Sieger gegenüber dem kapitalistischen Deutschland mit seiner „verlogenen“ Geschichtswissenschaft zu positionieren. Anhand der Taktik des eigenen Aufrichtens durch das Niederdrücken des Feindes, wollte die DDR zu ihrer Größe finden.

Doch es fehlte noch ein öffentliches, kollektives Geschichtsbewusstsein, um die parteipolitische Linie so weit mitzutragen. Der Historikerkongress sollte eben diesem Manko Abhilfe schaffen.

Um die Gegenwart kontrollieren zu können, musste aber zuallererst die „Vergangenheitsfront“ (SABROW, 2000: 11) abgesichert werden. Die vergangenen Ereignisse mussten zu einer öffentlichen Wirklichkeit geformt werden. Diese sollte als geistige und kulturelle Basis für den Erhalt des deutschen kommunistischen Staates dienen. „Vergangenheit“ bedeutete in der realsozialistischen Staatenwelt vor allem ‚verwaltete Vergangenheit‘. [...] und die gesellschaftliche Konstruktion der geschichtlichen Wirklichkeit folgte aus dem totalitären Projekt einer staatlichen Konstruktion der Gesellschaft.“ (SABROW, 2000: 12/3).

Klares Hauptziel der SED war es, einen ihrer Herrschaft unterstehenden Staat zu schaffen. Nichts wollte man dem Zufall überlassen. Die Bürger Ostdeutschlands sollten zu einem DDR-Volk samt konstruierter öffentlicher Realität „von oben zusammengezoomt“ werden – um mit den Worten Ernst Hoffmanns zu sprechen. So wie die Stasi über jeden *Genossen* einen Akt führte, wurde auch die öffentliche

Vergangenheit „verwaltet“. Dabei wurden ganze Passagen geschwärzt und wenn nötig neu umgeschrieben.

Da aber selbst eine totalitär regierte Gesellschaft nicht komplett einheitlich und linear funktioniert, musste auf verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens und der Kunst diese verwaltete Vergangenheit verbreitet werden. Sowohl im Fernsehen, den Printmedien, am Theater, im Kino, in Büchern, in der bildenden Kunst, in der Musik etc. musste nach parteipolitischen Vorgaben Vergangenheit bewältigt werden. Diese bewusste Verfälschung der Geschichte sollte zu einem manipulierten Gegenwartsbewusstsein und schließlich zur Akzeptanz der DDR und der SED-Herrschaft führen. Der Historiker Conelly (zit. nach MIDDELL, 2002: 75) meint dazu:

Dem „Sturm auf die Wissenschaft“ als bildungspolitischer Teil der revolutionären Umgestaltung der Nachkriegsgesellschaften korrespondierte das Bemühen um eine neue Version der jeweiligen Geschichte dieser Länder aus der Sicht der abhängig Beschäftigten und ihrer Interessensvertretungen.

Parteipolitische Schul- und Volksbildung war eines der zentralen Themen der SED-Führung. Geschichtsschreibung wurde als bewegendes und innovatives Segment der Wissenschaft gesehen. Beweisbringende Quellenkunde war weniger wichtig als parteikonforme, dem Fortschritt dienende Geschichte(n).

KuBas Störtebeker-Ballade darf bzw. muss hier als Paradebeispiel für diese sozialistisch-kommunistische Auftragskunst angeführt werden. Aus dem Programmheft der 18. Arbeiterfestspiele auf Rügen aus dem Jahre 1981 wird dies ganz klar ersichtlich.

Eingeleitet wird das Programm mit den dichterischen Worten KuBas. „Beschrieben mehr als hundertmal // und mehr als hundertmal verleumdet // bleibt unbefleckt ein halb Jahrtausend // im Angedenken unsres Volkes // Störtebeker“ (*Programmheft*, 1961: 0). Mit diesem *in medias res* Einstieg kommt der Autor gleich zur Sache und erhebt zudem Anspruch auf Tradition.

Auf der nächsten Seite des Heftchens ist ein Brief des „Ministers für Kultur der DDR“, Hans-Joachim Hoffman, abgedruckt, dessen Titel sehr deutlich die Richtung des *Programms* vorgibt. „Aus der Tiefe der Geschichte in die Zukunft.“

Eine lebendige Beziehung zur Geschichte, zum Gewordensein unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates, ergibt sich nicht zuletzt auch aus dem Wissen um historische Wurzeln, aus denen die Gegenwart hervorwuchs. [...] Mit der Neuaufführung dieser Ballade wird eine weitgespannte Brücke von den Kämpfen des legendären Volkshelden für die Freiheit der Unterdrückten und Entrechteten zu den Kämpfen unserer Tage geschlagen.

Hoffmann spricht vom „Wissen um historische Wurzeln“ und beinahe im gleichen Atemzug von den „Kämpfen des Volkshelden [Störtebakers] für die Freiheit der Unterdrückten.“ Was hier wie blanke Ironie (oder blanke Unkenntnis der Geschichte) klingt, meinte der Kulturminister wohl aber ernst – oder zumindest sollte dies das Volk glauben. Zudem zieht er noch fälschlicherweise Parallelen zwischen den Unruhen des 14. Jahrhunderts und den „Kämpfen“ der DDR. Diese Meinung unterstreicht Hoffman am Ende des offenen Briefes noch einmal und schließt mit folgenden appellativen Worten

Die Aufführung [...] bekräftigt unsere Verbundenheit mit jenen revolutionären Kämpfen und Traditionen in der Geschichte unseres Volkes, in denen wir Spuren unseres Weges entdecken sowie Gedanken und Gefühle, die auch in die Zukunft weiterreichen werden.

Dieser Text des Ministers für Kultur erweckt den Anschein einer sehr linearen Sichtweise auf die historischen Ereignisse und Entwicklungen. Zudem scheint es, als berufe sich der Verfasser auf einen ursprünglichen, „richtigen“ Geschichtsverlauf des Deutschen Volkes, der nun das Ziel – die Schaffung und Weiterführung des DDR-Staates – erreicht hat.

Interessanterweise galt Hans-Joachim Hoffmann als relativ moderater SED-Politiker, der sich vor allem für die deutsch-demokratischen Künstler einsetzte. Ab 1988 wurde er von der Stasi wegen eines gegebenen Interviews mit dem selbst gewählten Titel *Das Sicherste ist die Veränderung* „wissentlich“ überwacht.

Des Weiteren ist im Programmheft (9-15) ein Interview mit dem Sprach- und Literaturwissenschaftler Prof. Dr. sc. Hans Joachim Bernhard von der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock abgedruckt. Bernhard war „wissenschaftlicher Berater der Inszenierung“ und auch „Herausgeber der Werke KuBas im Mitteldeutschen Verlag Halle“.

Besonders auffallend bei diesem Dialog ist das ständige Hin- und Herwechseln der beiden Gesprächspartner zwischen fiktiver (auf die Ballade bezogen) und faktischer Ebene (auf die historischen Tatsachen bezogen).

Die an den Professor gerichteten Fragen sind der Angabe nach „zur Dramatischen Ballade „Klaus Störtebeker““ gestellt. Dennoch werden sie sehr oft direkt in Verbindung mit den historischen Fakten gesetzt, was unweigerlich zu einer Vermischung führt. So wird beispielsweise nie explizit zwischen der Figur und der Person Störtebeker unterschieden. Gleich in der ersten Frage wird dies deutlich.

„Störtebekers kühnes Vorhaben ist, gemessen an den realen Möglichkeiten der Zeit, mindestens erstaunlich zu nennen – hatte er doch keine Chance, sein „Likedeel“ auf Dauer zu verwirklichen.“ (*Programmheft*, 9).

Der Interviewer spricht hier von der fiktiven Figur Störtebeker, wie von einer historischen Person. KuBas literarisches Konstrukt, Störtebeker kämpfe für eine gerechte Umverteilung für alle, wird als Faktum ausgelegt und zudem in historischen Kontext gesetzt. Prof. Bernhard antwortet prompt darauf. „Nein, es gab keine historische Chance, eine Kolonie mit gleichsam urkommunistischen Zügen zu schaffen.“

Störtebeker wird hier indirekt als Urkommunist bezeichnet – sowohl der fiktive wie auch der historische, denn diese beiden Figuren gilt es (im Sinne der parteilichen Traditionsstiftung) zu verschmelzen.

Neben dieser Verschmelzung der Figuren fördert zudem die dezidierte Wortwahl in den Fragen und Antworten diese (wohl beabsichtigte) Vermengung. Zum Beispiel in Frage 4. „Störtebeker erringt zeitweilig Erfolge und wird von seinen Feinden gefürchtet. Ist er zeitweilig tatsächlich eine reale Gefahr für die Herrschenden?“

Im ersten Satz bezieht sich der Interviewer ganz deutlich auf den literarischen Störtebeker bzw. auf den Verlauf der Handlung der Ballade. Durch die Verwendung des Adverbs „tatsächlich“ im nächsten Satz verweist er aber schon indirekt auf etwas Wahrhaftiges, also auf eine „Tatsache“. Dies wird schließlich, durch den Gebrauch des darauffolgenden adjektivischen Attributs „real“ – also *wirklich*, *konkret*, noch deutlicher gemacht. Der Literaturwissenschaftler Bernhard lässt sich nun auf eine spekulative Interpretation zum Inhalt der Ballade ein, die eigentlich mehr einer hypothetisch-historischen Analyse gleicht.

Sicher ist eine solche Gruppe von entschlossenen Kämpfern, die sich auf Rückhalt beim Volk stützen kann, für eine reaktionäre Macht immer eine Gefahr. [...] In dieser Zeit gab es eben noch keine Volksbewegung, auf die sich jener entschlossene Vortrupp stützen konnte. (*Programmheft*, 10)

Prof. Bernhard spricht hier den (unbekannten) Absichten und Taten Störtebekers ganz deutlich sozialrevolutionären Charakter zu, der so eigentlich nur in der Ballade zu finden ist. Der Verweis auf die Unterstützung des Volkes wird wie ein belegtes Faktum verwendet. Und schon sind Fiktion und Faktizität ineinander verschränkt.

Die Aussage, dass es zu jener Zeit „noch keine Volksbewegung gab“, die den „Vortrupp“ hätte unterstützen können, verweist auf die bedeutende Rolle der SED (DDR), die sowohl als *volksbewegende* Partei oder gar als jener „Vortrupp“ verstanden werden könnte. Und weiter

Trotzdem bedeuteten Störtebeker und die Likedeeler durchaus eine Gefahr, denn sie bedrohten ja die Sicherheit der Handelswege [...] Wesentlicher ist aber die Signalfunktion solcher Erhebungen.

Hier folgt die direkte Antwort auf die Frage des Interviewers bezüglich der „realen Gefahr“. Und diese wird mit einem klaren „Ja“ beantwortet. Der Literaturwissenschaftler formuliert seine Antwort zudem im Präteritum, eine Tempusform, die eigentlich für die Beschreibung historischer Tatsachen verwendet wird. Aussagen über die literarische Figur Störtebekers müssten im Präsens stehen. Doch die Vermischung der beiden Tempusformen trägt nur zur gewollten Vermengung von Dichtung und Wahrheit bei.

Historisch gesehen ist die Aussage Bernhards, dass Störtebeker und die Likedeeler eine Gefahr für Hanse und Patriziat darstellten, natürlich korrekt. Ob man aber ihre Taten (Kaperungen, Plünderungen usw.) als Zeichen der Erhebung gegen das Establishment im revolutionären Sinn deuten kann, ist sehr fragwürdig und spekulativer Natur. Ganz zu schweigen von der „Signalfunktion“, die die Piraten auf das Volk gehabt hätten. Verwiesen sei hier auf Kapitel 1.4.2. *Die Likedeeler*.

In der Ballade widersteht Störtebeker einem Bestechungsversuch der Dänischen Königin. (*Störtebeker*, 137/8) Im Interview wird dazu folgende Frage formuliert. „Doch schon bei Störtebeker werden auch andere [...] Mittel eingesetzt wie vor allem Korruption...“ (*Programmheft*, 10) Durch die Verwendung des temporalen

Gradpartikels „schon“ bezieht sich der Interviewer *schon* wieder auf Vergangenes und nicht auf den Text, zu dem ja die Fragen eigentlich gestellt werden sollten.

In seiner Antwort spannt der Sprachwissenschaftler Bernhard – eingedenk der einleitenden Worte des Ministers für Kultur – eine „Brücke von den Kämpfen des legendären Volkshelden [...] zu den Kämpfen unserer Tage.“ (*Programmheft*, 1) und lässt dabei auch einen Seitenhieb gegen das imperialistische Westdeutschland nicht aus. „Ja, die Versuche, durch lockende Angebote [...] Aufbegehrende sich gefügig zu machen, sind uralte. Sie haben in der imperialistischen Bourgeoisie unseres Jahrhunderts ihre höchste Perfektion bekommen.“ (*Programmheft*, 10).

Durch diese auf mehreren Kanälen durchgeführten Geschichts-Injektionen für die DDR-Bürger erzielte die SED große Erfolge, die zur ständigen Legitimation ihrer Herrschaft führten. Da die DDR ein von Parteifunktionären geschaffenes Staatenkonstrukt war, dessen Herrschaftsspitze totalitär regierte, musste dieser Herrschaftsanspruch immer wieder verteidigt und gesichert werden. Ebenso verhielt es sich mit der dem Volk präsentierten Realität.

Im Sinne des *Diskursbegriffs* nach Michel Foucault spricht Martin SABROW (2000: 17) in dem Artikel *Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft* von einem „Diskursgefängnis“, in dem sich die DDR-Gesellschaft befand. Der ideologischen Propaganda zu entkommen, war so gut wie unmöglich. Inhaltliche Anliegen und Programme der Partei wurden medial kanalisiert und im öffentlichen Leben vielschichtig verbreitet. Einheitliche Berichterstattung und Einflechtung des Parteiprogramms in die Kunst waren Teil der SED-Propaganda. So heißt es in KuBas Ballade (180): „Gutes Volk! So halte sie [die Helden Störtebeker & Co.] in deinem treuen // warmen Herzen wohlgeborgten und bewahrt! // [...] Sozialismus voraus –“.

Ein weiteres Propagandamittel im selben Sinne war die Einbindung des Volkes (schon vor-organisiert in Vereine) in das kulturpolitische Leben. So findet sich in einem Fotoband von Evelyn RICHTERN zur Aufführung KuBas Störtebeker-Ballade von 1959 eine umfassende Auflistung des „Rügenensemble[s]“. Mitgewirkt hatten bei dieser Masseninszenierung 12 „Chöre“, darunter – um nur einige zu nennen – die „Oberschule Bergen“, der „Volkschor Sagard“, das „Pionierensemble Binz“. Dazu traten 15 „Tanzgruppen“ auf, unter ihnen die „Gewerbliche Berufsschule Bergen“, das

„Kinderheim Wiek“, die „FDJ Sellin“. Zudem waren 11 Kleindarstellergruppen im Einsatz, „Männer, Frauen, Kinder“ aber auch die „Reitergruppe der GST“ und „Angehörige der Nationalen Volksarmee und der Seestreitkräfte.“ Zur „Seetechnischen Beratung“ standen „Offiziere der Nationalen Seestreitkräfte“ zur Verfügung. Es scheint, als habe beinahe das ganze Staats- und Gesellschaftsgefüge an diesem Theaterstück teilgenommen.

Durch solche Massenveranstaltungen inszenierte die SED ein politisches Bildungsprogramm, das zudem noch traditionsstiftenden Charakter hatte.

Durch die Übereinkunft, Geschichte und Politik miteinander zu verflechten, war es der SED ohne Rechtfertigung und Probleme möglich, Partei- und Staatsgeschichte gleichzeitig zu schreiben. Aufzeichnungen von Parteibeschlüssen auf Kongressen galten vom Prinzip her schon als historische Dokumente und beanspruchten somit objektiv-wahren Charakter. Das Geschichtsbewusstsein der DDR-Gesellschaft wurde direkt von der Partei gesteuert, um ihre gegenwärtige und zukünftige Position zu legitimieren und somit zur Institution zu werden. Dieser Institutionalisierungsprozess sollte schließlich zur Unumstößlichkeit des *status quo* der Partei und des DDR-Staates führen.

Erst das spontane Handeln der Bevölkerung brach jenes petrifizierte gesellschaftliche Gebilde auf, und brachte die Mauer(n) des (Diskurs)Gefängnisses zu Fall.

2.4. Conclusio

Anliegen dieses Kapitel war es, die historiographischen Entwicklungen des deutschen 14. und 15. Jahrhunderts und die der DDR-Zeit zu untersuchen. Zudem sollten diese beiden Phänomene in Bezug zueinander gesetzt werden.

Allerdings auf indirekte Weise, da hier eine direkte Gegenüberstellung aufgrund verschiedenster Momente (zeitliche Differenz, epochale Unterschiede, verschiedene politische Systeme, differenziertes Geschichtsbewusstsein etc.) unzulässig wäre und wohl dem klassischen „Äpfel-mit-Birnen-Vergleich“ gleichkäme. Dennoch darf und soll in diesem Fall ein *tertio comparationis* untersucht werden – nämlich die Legitimation des Herrschaftsanspruches durch Geschichtsschreibung.

Sowohl die spätmittelalterlichen Chronisten wie auch die DDR-Historiker hatten die Aufgabe, Geschichte im Sinn der Obrigkeit zu verfassen. Diese historischen Produkte darf man im weiteren Sinne durchwegs auch als Auftragskunst verstehen. Gefragt war nicht das *Sein* sondern das *Sollen*. Die Vergangenheit hatte auf bestimmte Weise zu sein, damit die Gegenwart entsprechend legitimiert wurde. So rechtfertigte die führende Klasse ihren Herrschaftsanspruch und präsentierte sich als das für das Volk notwendige und richtige Machtmonopol. Die Geschichte sollte gelenkt werden, damit die Gegenwart nicht entgleisen würde, und die Machthaber so in eine (für sie) sichere Zukunft steuern konnten.

Die Ballade *Klaus Störtebeker* und besonders deren dramatische Umsetzung müssen als Vorzeigewerke für diese gelenkte Vergangenheitsdarstellung erwähnt werden. Aus den verschwommenen „Tiefen der Geschichte“ (man vgl. S. 49) fischte man eine bekannte Persönlichkeit (über die historisch nur sehr wenig bekannt war) und blies diese zum Nationalhelden auf. Durch fälschlich ausgelegte Dokumente versuchte man die Darstellung Störtebekers als sozialistischen Vorkämpfer zu erklären. Durch das Vorgaukeln einer deutsch-demokratischen Vergangenheit sollte die Bevölkerung bewusst in die Irre geführt werden, wodurch die diktatorische SED sich wiederum eine Sicherung ihres Herrschaftsmonopols erhoffte.

Auch der Störtebeker-Volkssagenschatz wurde von der manipulierenden Einheitspartei nicht verschont. Neben KuBa bediente sich auch Willi Bredel vieler Sagenelemente rund um den norddeutschen Seeräuberhauptmann. Allerdings oft in ganz unterschiedlicher Weise.

Wie und auf welche Art soll genauer im nächsten Kapitel analysiert werden. Gegenstand der Untersuchung ist dabei die Sagenfigur Klaus Störtebeker. Der Anspruch auf Historizität ist klarerweise nicht mehr gewährt und wird auch nicht erhoben. Vielmehr soll der umfassende Sagenschatz unter die literaturwissenschaftliche Lupe genommen werden.

3. Sage und Mythos

In der Sage dagegen herrscht das Erinnerungsvermögen des Volkes; das Ganze, das die Geschichte allmählich zu rekonstruieren sich abmüht, ist ihr Ausgangspunkt; ihr Bestreben ist darauf gerichtet, das Vergangene in einem anschaulichen, lebensvollen Bilde festzuhalten; ihre Methode besteht darin, dass sie den Ereignissen einen bestimmten Mann zum Repräsentanten und einen bestimmten Ort zum Hintergrund giebt, und dass die Dinge denen solche Gedächtnissmarken abhanden gekommen sind, auf andere Männer und Oertlichkeiten überträgt. Zu den Lieblingen der Sage gehört der Seeräuber Klaus Störtebeker. (KOPPMANN, 1877: 37)

3.1. Allgemeines

Der Fokus dieser Arbeit ist auf die Beleuchtung des Störtebeker-Mythos' in der DDR gerichtet. Die Schaffung eines nationaldienlichen Volksglaubens war oberstes Anliegen der SED. Doch der selbst kreierte Mythos sollte in diesem Fall das Etikett „Nationalheld“ tragen. Erstens, um traditionsstiftend zu wirken, und zweitens, um historisch authentisch zu erscheinen.

Im *Großen Wörterbuch der deutschen Sprache* von Duden findet man zum Begriff „Mythos“ den Eintrag „Person, Sache, Begebenheit, die (aus meist verschwommenen, irrationalen Vorstellungen heraus) glorifiziert wird [...]“. Das Element des Verschwommenen und Irrationalen sollte bei der deutsch-demokratischen Störtebeker-Mythologisierung klarerweise tunlichst vermieden werden. Darum setzte man auf „historische“ Dokumente und „wissenschaftliche“ Interviews, um den kommunistischen Störtebeker-Mythos geschichtlich zu festigen und somit glaubhaft zu machen (man vgl. Kapitel 2. *Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung*).

Besonders zutreffend ist hier auch die Definition des Begriffs „Mythos“ laut Dudens *Herkunftswörterbuch*: „Sage und Dichtung (von Göttern, Dämonen und Helden) aus der Vorzeit eines Volkes.“ Denn um Dichtung handelt es sich bei allen Störtebeker-Geschichten, da es eben über den norddeutschen Piraten so gut wie keine historischen Dokumente gibt. Er war Seeräuber-Hauptmann im 14. Jahrhundert, mehr ist nicht bekannt. Der Rest ist vermutet und erdichtet.

Der Begriff „Sage“ ist seit dem 18. Jahrhundert ein Genrebegriff „für eine Prosaerzählung über Begebenheiten, die geschichtlich nicht beglaubigt sind“ (Duden *Herkunftswörterbuch*). Und genau dies trifft für die Störtebeker-Literatur zu. Störtebekers Taten und Geschichten sind, eingearbeitet in den historischen Rahmen des 14. Jahrhunderts, erdichtet und erfunden. Und besonders die fantasievolle norddeutsche Sagenlandschaft ist voll von „Berichten“ über den Seeräuberhauptling Klaus Störtebeker.

Willi Bredel und Kurt Barthel bedienten sich bei der Gestaltung ihrer literarischen Werke des mannigfachen Sagenstoffes rund um die Vitalienbrüder. Sie arrangierten, montierten, kombinierten und erdichteten verschiedenste Sagenelemente, bis sie das gewünschte sozialrevolutionäre Bild des Vitalierhauptmanns und seiner Bande erhielten.

Um sich nicht in diesem gesponnen Netz zu verfangen, ist es nötig, (nach vorangegangener historischer Analyse) den Sagenschatz rund um Störtebeker, vor allem in Bezug auf die beiden DDR-Texte, auszuwerten.

3.2. Der Störtebeker-Sagenstoff

In den letzten 130 Jahren haben sich zwei Autoren im wissenschaftlichen Diskurs über die Störtebeker'sche Sagenbildung als zentrale Figuren etabliert. Namentlich sind dies Karl KOPPMANN mit seinem Aufsatz *Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage* (1877) und Anneliese BLASEL mit ihrer Dissertation *Klaus Störtebeker und Gödeke Michels in der deutschen Volkssage* (1933).

KOPPMANN hat den Sagenstoff in zwei Entstehungsperioden und in vier Themengruppen unterteilt. BLASEL hat in akribischer Kleinarbeit verschiedenste Sagenelemente und -versionen gesammelt, zusammengetragen und sie nach Koppmann'scher Einteilung und darüber hinaus organisiert und subsumiert. Diese Gliederung soll hier als Orientierungshilfe dienen.

So bescheiden der historische Quellenfundus über Klaus Störtebeker auch ausfällt, man darf sich zumindest über einen fast unüberschaubaren Sagenschatz freuen. Damit das Ziel dieser Arbeit dadurch nicht aus dem Blickfeld geschoben wird, sollen in den folgenden Punkten nur die, für die beiden DDR-Texte relevanten Sagenelemente besprochen werden.

3.2.1. Allgemeines zur Sagenbildung

Nach Störtebekers Hinrichtung verschwand auch sein Name für fast 150 Jahre aus dem Bewusstsein der Menschen. Dies verdeutlicht eine Episode aus dem Jahre 1473, als sich ein Pirat bei der Kaperung eines hanseatischen Schiffes als Klaus Störtebeker vorstellte. Anscheinend wusste aber niemand von der Besatzung und dem Brüggener Kontor etwas mit diesem Namen anzufangen (man vgl. PUHLE, 1994: 161). Offensichtlich war der Seeräuberhauptmann – zumindest unter den „Nicht-Piraten“ – in Vergessenheit geraten.

Erst 1550 tauchte dann ein 26 Strophen langes Störtebekerlied auf (*Das Lied von Störtebecker und Jodge Michael* <http://ingeb.org/Lieder/stortebe.html>), das den finalen Kampf der beiden *serover* gegen die Hamburger unter der Führung Simon von Utrechts erzählt und in niederdeutscher Sprache auf „fliegenden Blättern“ verbreitet wurde. Es muss sich einiger Beliebtheit erfreut haben, da viele Volkslieder des 16. Jahrhunderts den Zusatz „im Störtebekerton zu singen“ tragen. (<http://ingeb.org/Lieder/stortebe.mid>) (man vgl. PUHLE, 1994: 165).

3.2.2. Einteilung des Sagenschatzes

In der ersten Periode „[...] hat die Sage aus dem geschichtlichen Stoffe ein plastisches Bild heraus gearbeitet, das die Bekämpfung der Seeräuber lebendig vor Augen stellt.“ In der zweiten Periode „[...] bilden die Namen der Helden und ihr Seeräubercharakter den Faden [...]“ (KOPPMANN, 1877: 51).

PUHLE (1994: 165) schlussfolgert, dass die zweite Periode mit dem Störtebekerlied, also um 1550, einsetzte. Die Vitalienbrüder gehörten schon längst der Vergangenheit

an, und somit war der Phantasie des Volkes keine Grenzen gesetzt, dieser Seeräuber-Ära einen sagenhaften Anstrich zu verpassen. Die dazu benötigten Helden waren schnell gefunden. Besonders einer mit dem ausgefallenen Namen *Störtebeker*.

Wie bereits oben erwähnt, soll hier nur auf die für die DDR-Texte relevanten Sagenelemente eingegangen werden. Für eine annähernd vollständige Auflistung der einzelnen Sagenstücke sind die beiden Arbeiten von KOPPMANN und BLASEL zu empfehlen.

a) Die Herkunft des Seeräuberhäuptlings und seine Namensgebung

Sowohl KOPPMANN (1877: 53) als auch BLASEL (1933: 7) nennen hier das „Gut Ruschwitz“. Störtebeker soll dort als Bauernsohn aufgewachsen sein und als Knecht gedient haben. BLASEL fügt noch hinzu, dass er später von dort weggelaufen ist.

KuBa übernimmt in seinem Text (*Störtebeker*, 7) dieses Sagenelement. Als Staatsdichter eines „Bauern- und Arbeiterstaates“ ist ihm diese Version natürlich sehr dienlich. „Jungknecht Klaus“ ergreift auch sagengetreu die Flucht. Und zwar nachdem er den Vogt und den Schlossherrn mit einem Steinkrug zusammenschlägt, da diese ihn vier „Vaterunser“ lang auspeitschen lassen, weil er einen Humpen Starkbier verbotenerweise ausgetrunken hat.

In anderen Sagen-Versionen wird Störtebeker z.B. als Adeliger mit eigenem Seeräuberwappen dargestellt (man vgl. KOPPMANN, 1877: 53).

KuBa spielt in dieser Szene schon auf die sagenhafte Trinkfestigkeit Störtebekers an. Jene soll schließlich ja auch für seine Namensgebung ausschlaggebend gewesen sein. Besonders verbreitet ist die Theorie, dass die imperativische Bildung „stürz den Becher“ dem Namen Störtebeker zugrunde liegt. Um in Godeke Michels' Seeräuberbande aufgenommen zu werden, muss jeder Aspirant auch „[...] zur Probe einen ellenhohen Becher auf einen Zug leeren [...]“ (BLASEL, 1933: 25). Störtebeker schafft das gleich zwei Mal und bekommt daraufhin seinen sprechenden Namen verliehen.

Wissenschaftlich ist aber eher davon auszugehen, dass der Name vom mittelniederdeutschen Wort *storte* abstammt, das „Deckel“ bedeutet. Also ein Krug, der mit einem Deckel zum Verschließen versehen ist. Damit ist die Namensgebung wohl im übertragenen Sinn zu deuten („Deckelglas“ → „Stürzebecher“). In beiderlei Fällen ist die Namensgebung jedenfalls auf Störtebekers bezeichnende Trinkfestigkeit zurückzuführen.

Bei KuBa ist es Goedeke Micheel selbst, der den jungen Klaus auf den Namen Störtebeker „tauft“ – nachdem dieser „[...] die Kanne umgestürzt auf den Tisch [...]“ stellt. Allerdings ist dies weder eine Mutprobe noch ein Ritual, um in eine Piratenbande aufgenommen zu werden. Jungknecht Klaus hat lediglich Durst.

In der ganzen Ballade werden weder Störtebeker noch Micheel als Seeräuber oder Piraten bezeichnet. Als Likedeeler und Vitalier hingegen schon. Im Namen der „Gleichteiler“ kämpfen sie für die Volksherrschaft und eine gerechte Umverteilung.

Die Namensgebung kann hier als väterlicher Adoptionsbeweis Micheels an den jungen Klaus verstanden werden. Als gutherziger Mensch nimmt dieser ihn nämlich auf einem Handelsschiff unter seine Fittiche und entzieht ihn somit der Reichweite des Gesetzes. Denn Jungknecht Klaus ist nach dem Zuschlagen mit dem Steinkrug natürlich vogelfrei. Das Vater-Sohn-Verhältnis wird am Ende der Ballade durch einen Ausruf Goedes noch einmal klar bestärkt: „Klaus Störtebeker! Sohn – “ (*Störtebeker*, 134).

Willi Bredel bedient sich in seinem Roman keiner volkstümlichen Herkunftssage.

Vielmehr setzt er auf seine „dichterische Freiheit“ (*Vitalienbrüder*, 160).

„[...] im Frühjahr 1369 [...]“ lässt er den jungen Klaus neben einem alten Juden namens Josephus durch die Lande spazieren. Dieser in die Jahre gekommene „Hausierer“ erfährt dann bald, „[...] daß sein Begleiter weder Eltern noch Bekannte besaß, bald hier, bald dort bei Bauern gearbeitet hatte und jetzt in die Hafenstadt wollte, um Schiffsmann zu werden.“ (ebd., 6). Klaus Störtebeker beginnt seine Karriere also als fleißiger und strebsamer Proletarier.

Den jungen Klaus als Person ohne Vergangenheit einzuführen, ermöglicht dem Autor, ein eigenes Charaktermuster des Piratenhauptmanns zu entwerfen und seine Taten psychologisch zu deuten. Auch Bredels eigene Erfahrungen (Arbeiterkampf, Zweiter Weltkrieg usw.) spielen hier eine wichtige Rolle.

Protagonist Störtebeker durchlebt eine geistige und körperliche Entwicklung vom Kind zum alten Mann. Somit ist das Buch durchwegs auch als Entwicklungsroman im weiteren Sinne zu verstehen. Bredel bemüht sich deutlich, ein psychoanalytisches Bild des heranwachsenden kommunistischen Seeräubers anzufertigen. Durch den klaren Anspruch auf Fiktivität (Titel des Buchs: „Störtebeker-Roman“; siehe auch „Nachwort“: 159/69), steht ihm dabei natürlich nichts im Weg.

Bei der Namensgebung hielt sich der Autor wiederum sehr eng an die Darstellung in der Sage. Er charakterisiert den mittlerweile zum Piratenanführer aufgestiegenen Schiffsmann Klaus wie folgt. „Dieser störte (stürzte) den Beker (Becher) geradezu die Kehle hinunter, und es war bald ausgemacht, daß der Schiffshauptmann Bekerstörter (Becherstürzer) hieß, woraus dann Störtebeker wurde.“ (*Vitalienbrüder*, 82).

Bredel stellt dies aber nicht als allgemeine Aufnahmeprüfung unter den Piraten dar. Denn die Fähigkeit den „Becher zu stürzen“, besitzt ausnahmslos der allen überlegene Piratenanführer (man vgl. *Vitalienbrüder*, 81/2).

In beiden Texten zeichnen die Autoren den jungen Klaus und den erwachsenen Störtebeker als einen von Natur aus kräftigen und starken Proletarier. Die enorme Trinkfestigkeit ist ein weiteres Attribut für Männlichkeit und Potenz. Durch seine Muskelkraft und seinen „Durst“ beweist er sich in der rauen Gesellschaft.

b) Störtebekers Schlupfwinkel, seine Frauen und die daraus resultierenden „Familienverhältnisse“

Anneliesel BLASEL (1933: 8) bestimmt die Schlupfwinkelsagen als „umfangreichste Sagengruppe. [...] Immer wieder weiß das Volk von unterirdischen Gängen, Höhlen, Schlössern, wo St.[örtebeker] gehaust haben soll, zu erzählen.“ Diese Fülle ist nicht überraschend, denn die Namensgebung von Orten etc. oder die rückwirkende

volksetymologische Herleitung von Ortsnamen etc. ist ein wesentlicher Bestandteil vieler Sagen.

Auffallend oft wird der Ort Marienhave (Ostfriesland) und seine feste Kirche genannt. Den dazu gehörigen Turm soll der Piratenhauptmann Störtebeker selbst errichtet haben lassen. Noch heute wird dieser Teil der Kirche „Störtebeker-Turm“ genannt. Dort befindet sich auch die „Störtebecker Kammer“, die als Hauptquartier gedient haben soll. Um hierhin gelangen zu können, mussten die Piraten einen Kanal („Störtebeckers Tief“) entlang segeln. (Dieses Tief ist heute verschlammt.)

Der Sage nach hat der Friesenhäuptling Keno ten Brok den Seeräubern Marienhave als Unterschlupf zur Verfügung gestellt (BLASEL, 1933: 13/4), was auch historisch belegbar ist. Dass Störtebeker hier dabei gewesen war, scheint möglich, ist aber nicht sicher (man vgl. PUHLE, 1994: 120).

Der Seeräuberhäuptling soll in Marienhave Kenos Tochter zur Frau genommen und einen Sohn mit ihr gezeugt haben. Es wird auch berichtet, dass er als Schwiegersohn ten Broks bei den Verhandlungen mit der Hanse anwesend war (BENTS, 2003: 104; man vgl. Kapitel 1.5.3. *Störtebekers letzte Fahrt* Friedensverhandlungen zu Emden, 5. Mai.).

Angeblich habe Störtebeker es mit dem Ehegelübde aber nicht sehr genau genommen. In der Volkssage tritt sein wilder Piratencharakter ans Tageslicht. So entführt er bei einem seiner Raubzüge ein wunderschönes, adeliges Mädchen und sperrt diese in seine Kammer. Die Jungfrau zieht aber „den Tod der Schande vor“ und stürzt sich aus dem Fenster ins Meer (man vgl. BENTS, 2003: 104). BLASEL (1933: 28) weiß ebenso von dieser, wie auch von einer anderen Schandtät zu berichten. „St.[örtebeker] raubt eine Hamburger Senatorentochter, sie will ihn nicht, deshalb tötet er sie.“ Eine andere geraubte Jungfrau ersticht sich selbst.

Sowohl Bredel wie auch KuBa legen in ihren Texten Teile der Handlung nach Marienhave.

Bredel lässt seinen Störtebeker an der friesischen Küste „[...] den ersten Schritt an Land [...]“ tun (*Die Vitalienbrüder*, 134) – eine symbolhafte Tat hier sesshaft zu

werden. Friesenhauptling Keno ten Broke nimmt die Likedeeler freundschaftlich auf und überlässt „[...] ihnen den Hafen und die feste Kirche Marienhave, die die Likedeeler zu einer Burg ausbauten, als Stützpunkt.“ (ebd., 132). An diesem sicheren Ort „träumt“ der fünfzigjährige Pirat von „freien Bürgerstädten“, um so „[...] seinen Unternehmungen einen Sinn und ein Ziel zu geben.“ (ebd., 134). Der rebellische Störtebeker möchte das Patriziat endgültig stürzen, und für dieses Vorhaben braucht er enge Verbündete. Deshalb heiratet er ten Brokes Tochter, die hier den Namen Helga trägt. Der in die Jahre gekommene Seeräuber versteht vorerst nicht viel von Frauen und Liebhaberei, was nur ein Grund mehr ist, dass die „hellblonde und helläugige Helga“ ihn „aufrichtig lieb gewinnt“. Daraufhin folgt eine mehrere Tage und Nächte andauernde Hochzeit. „Es war ein Volksfest, wie es hierzulande noch kein Fürst veranstaltet hatte, und nach Generationen noch erzählte man sich in Friesland von der Hochzeit in Marienhave, bei der das Volk zu Gast war.“ (ebd., 135).

Bredel verwendet hier den ihm vorliegenden Sagenstoff über die angebliche Heirat Störtebekers und der Tochter Keno tom Broks. Allerdings verleiht er diesem einen politischen Anstrich. Störtebeker wird als ambitionierter, politischer Denker und Kämpfer dargestellt, der für das Erreichen seiner Ziele auch eine Zweckehe in Kauf nimmt. Doch dieser Schritt erweist sich als Bumerang.

Der proletarisch-revolutionäre Schriftsteller Bredel versteht hier nämlich die Frau als „Hemmschuh“ der politischen Aktivität des Mannes (ROHRWASSER, 1975: 67). Diese Einstellung findet sich auch in anderen seiner Werke wieder, beispielsweise in *Maschinenfabrik N&K*. „Bredel berichtet davon, daß auch bereits aktive Kommunisten durch Beziehungen mit Frauen unzuverlässig werden.“ (ROHRWASSER, 1975: 69). Und auch Klaus Störtebeker wird wankelmütig. Immer öfter bleibt er zuhause, während Goedeke und Wigbold auf (rebellische) Kaperfahrt gehen; ihre Männerfreundschaft leidet merklich darunter. Doch der fünfzigjährige Piratenhauptmann verbringt lieber Zeit mit seinem „Mädchen“ (*Vitalienbrüder*, 134), wobei hier nicht die Sexualität im Vordergrund steht. Vielmehr erzählt der um einiges ältere Mann von seinen wilden Erlebnissen und kühnen Taten.

Michael ROHRWASSER (1975: 79-83) schreibt in seinem Werk *Saubere Mädel, starke Genossen* über die „sexualfeindliche Haltung in den Romanen der KPD“. Darin stellt er fest, dass Verführungsversuche von Frauen als „dämonisch“ und „gefährlich“

klassifiziert werden. Allenfalls das „[...] sanfte ‚Mädel‘, das weniger aus sexuellem Bedürfnis denn aus Schutzsuche dem starken Mann in die Arme sinkt.“, wird von den proletarisch-revolutionären Autoren (literarisch) toleriert.

Störtebekers Helga ist so ein „Mädchen“. Dennoch beginnt mit ihrem kurzen Auftreten der Anfang vom Ende. Der Seeräuberhauptling wird in der beschaulichen Umgebung ihrer Kammer immer mehr zum politischen Diplomaten und verliert dabei seinen revolutionären Geist. Schließlich beginnt er – einem Sozialdemokraten gleich – Verhandlungen mit der christlich-bürgerlichen Klasse und wird klarerweise von ihr betrogen. Magister Wigbold – großer Verfechter des „Urkommunismus“ – verhöhnt diesen politischen Werdegang und mahnt zur Vorsicht – jedoch vergebens.

Auch in **KuBas** Ballade steuert Störtebeker Marienhave an. Der Likedeeler entschließt sich dazu, nachdem die beiden Gefährten Goedeke („Wolln eine Festung bauen“, *Störtebeker*, 138) und Wigbold („Einen Gottesgarten“, ebd., 138) ihn bereden. Ausschlaggebend ist allerdings das Bitten seiner Jugendliebe Trebele, die er nach langer Suche wieder gefunden hat. „Laß uns nach Friesland ziehn. Ich bitt für unser Kind.“ (ebd., 138).

In KuBas Text findet man Störtebeker als einen seiner ersten Liebe treuen Mann. Die Figur „Trebele“ ist vom Autor erfunden. Nach dem Motto „Jede Erzählung braucht seine Liebesgeschichte“ führt er diesen Charakter ein.

Klaus und Trebele entspringen der gleichen Herkunft. Sie sind in Jugendjahren Knecht und Magd auf Gut Ruschwitz. Wie bereits erwähnt, wird Klaus zu Beginn der Ballade an diesem Ort vier „Vaterunser“ lang ausgepeitscht. Trebele muss diese dem Vogt laut vorbeten. Ein Ereignis, das die beiden für immer zusammenschweißt. Die einfache und romantische Trebele ist allerdings mit dem Schicksal des jungen Klaus’ überfordert. Fast hellseherischer Fähigkeiten mächtig, dichtet sie in entfernter Anlehnung an von Kürenberg: „Ich wollt mir ziehn ein Vögelein [...] Er singt mir nicht, er kann nur schrein – // was mag aus mir werden? // Die Schwalb soll einen Adler frein, // die Ärmste auf Erden ...“ (ebd., 45).

Zu diesem Zeitpunkt steht Klaus im Dienste des Kaufmanns Sarnow. Er kämpft gegen Piraten („Piraten muss man töten!“, ebd., 48) und träumt von einer kapitalistischen Zukunft: „Auf Störtebekers reiches Handelshaus, das etwas gelten wird im Hansebund [...]“ (ebd., 48). Trebele erkennt aber bereits die Falschheit der „Pfeffersäcke“, doch

der stürmische Klaus muss diese erst noch am eigenen Leib erfahren – „Mein Herz sei kein Verräter...ein Feind der Welt.“ (man vgl. ebd., 69).

Und noch einmal stimmt Trebele ihr Lied an, doch wieder gilt für Störtebeker Pflicht vor Liebe. Dieses Mal ruft die Pflicht als Retter der unterdrückten Friesen („Klaus Störtebeker [...] Die freien Friesenvölker bieten dir die Hände.“, ebd., 137).

In Marienhave leben Störtebeker und Trebele auf Schloss Wittmund und nicht in der „Störtebeker-Kammer“. Historisch gesehen ist „Wittmund“ ein Schloss Keno tom Broks, das er auf Veranlassung der Hanse als „Wiedergutmachung“ niederbrennen musste, da er dort Vitalienbrüder untergebracht hatte (man vgl. PUHLE, 1994: 120).

In der Ballade wird Marienhave von dem „blinden Sänger“ folgendermaßen beschrieben: „Zu Marienhave hat es sich treu ereignet [...] Hat das arme Volk den Reichen brav enteignet, ward das Gut geteilt und brüderlich verzehrt.“ (*Störtebeker*: 148).

Doch auch in diesem kommunistischen Utopia regen sich menschliche Gefühle. Kenos Tochter Hilda, die auch auf der Burg lebt, ist eifersüchtig auf Trebele. Ihrer ungleichen Standesherkunft bewusst („[...] solange die Magd in ihren Schranken bleibt.“ (ebd., 156)), versteht sie sich und niemand anderen als des mächtigen Störtebekers würdige Frau („Ich bin geboren, auf Erden mitzumischen!“ (ebd., 157)).

Der frisch geschmiedete Plan ihres Vaters kommt da gerade recht.

Denn Keno tom Broke – adelig und deshalb böse – verrät die Likedeeler an die Hanse, und es kommt zur finalen Schlacht auf hoher See. Zur gleichen Zeit auf Schloss Wittmund kümmert sich Hilda persönlich um Trebeles Verhaftung. Vor den hansischen Schergen denunziert sie Störtebekers Frau und deren gemeinsamen Sohn „Goedeke Clawes“. Beide werden in Ketten gelegt, Trebele sogar einem peinlichen Verhör unterzogen (ebd., 155). Doch sie verrät ihren Mann nicht. Am Ende der Ballade erfährt das Publikum, dass ihr dafür die Zunge herausgerissen wird (ebd., 176).

Trebele ist eine tapfere Frau aus dem Volk, die ihrem Mann treu zur Seite steht. Allerdings greift sie nie wirklich ins Geschehen ein. Der (politische) Kampf ist Männersache. Dennoch ist sie Störtebekers Rückhalt. Der Sozialpsychologe Brückner bezeichnet die proletarische Familie als einen für den Mann „sicheren Hafen“ (zit.

nach ROHRWASSER, 1975: 65). Für Klaus Störtebeker trifft dies hier im wahrsten Sinne des Wortes zu.

KuBa zeichnet hier ein anderes Frauenbild als Willi Bredel. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass die beiden Texte 19 Jahre auseinanderliegen, und der Erhalt des sozialistischen Machtgefüges im Vergleich zum proletarisch-revolutionären Geist in den Vordergrund rückte. KuBa bestärkt in seiner Ballade die Frau in ihrer gesellschaftlichen Geschlechterrolle als Ehefrau, Mutter und familiären Rückhalt.

Hilda tom Broke ist besessen von ihrer Liebe zu Störtebeker. Nachdem Trebele aus dem Weg geräumt ist, versucht sie den stattlichen Likedeeler für sich zu gewinnen. Der aber durchschaut ihr „doppeltes Gesicht“ und nimmt Hilda als Geisel mit auf sein Schiff, worauf diese in ihrem blinden Liebeswahn vollends den Verstand zu verlieren scheint. „Du Herr mein Gott, wie dank ich dir – so kann ich doch auf gleichem Schiff mit Störtebeker sterben.“ (ebd., 165).

Auch Königin Margaretha von Dänemark findet Gefallen an dem wackeren Likedeeler, nachdem dieser sie in ihrer Kammer überrascht. „Ich wußte nicht, daß er so jung ist, dieser Schrecken beider Meere. Jung und unverfroren stiehlt er uns unsere Wachen. Recht galant!“ (ebd., 130). Erfolg macht attraktiv.

Besonderes Augenmerk verdient Störtebekers und Trebeles gemeinsamer „Goedeke Clawes“. Trotzdem er so gut wie nie präsent ist, spielt er doch eine tragende Rolle – weniger im theatralischen Sinne als in der Botschafterrolle.

Im Namen ist unschwer die Dankbarkeit an Klaus' Ziehvater Goedeke Michels zu erkennen. Mit Blick auf das Ende der Ballade kann man „Goedeke Clawes“ aber auch als Charakter verstehen, der in sich die revolutionäre Kraft und den sozialistisch/kommunistischen Geist der beiden Männer vereint. Während der Hinrichtungsszene entkommt der junge Goedeke Clawes den hanseatischen Schergen. In Ketten gelegt und auf dem Weg zum Schafott überrumpeln die Likedeeler die Wachen und „[...] über den Köpfen der Menge wird der Junge nach hinten gegeben.“ (ebd., 177), woraufhin der stolze Vater Störtebeker ruft: „Viel Kleine werden groß und stark die vielen Schwachen [...]“ (ebd., 177).

Die Botschaft des Autors ist klar. Die Jugend ist die Trägerin von Zukunft und Hoffnung – und diese liegen im „Aufbau und Erhalt des Sozialismus“.

c) Störtebekers Schätze und deren Verwendung

Die Schatzsagen stellen neben den Schlupfwinkelsagen die umfassendste Sagengruppe. Dies ist auf zwei Gründe zurückzuführen. Erstens sind Störtebekers Reichtümer meist in seinen zahlreichen Behausungen und Verstecken untergebracht, und zweitens ist es das Wesen des gemeinen Volkes, von den Dingen Sagenhaftes zu berichten, von denen am wenigsten bekannt oder vorhanden ist. Seien dies nun übermenschliche Seeräuberhäuptlinge oder eben deren unermessliche Gold- und Silberschätze. Die Störtebeker-Schatzsagen sind nicht nur reich an ihrer Zahl, sondern auch in ihren Variationen und Elementen.

In der Volkssage kommt eine Fülle unterschiedlichster Schatzobjekte vor (man vgl. BLASEL, 1933: 20). Allen voran die „allgemeinen Schätze“ wie Silber, Gold, Schmuck, Geldstücke usw.. Störtebekers Reichtum soll unermesslich gewesen sein. Die Vielzahl und der Einfallsreichtum an unterschiedlichsten Verstecken stellen dies sehr deutlich dar.

Das geraubte Gut wird beispielsweise in Höhlen, Gängen, Seen und Hünengräbern vermutet (man vgl. BLASEL, 1933: 17-19). Sehr populär ist auch die Mast-Version. „Gold und Silber sind in den Masten der Schiffe verborgen. [...] Der Hauptmast ist mit geschmolzenen [sic] Gold gefüllt. Ein Mast ist ganz mit Münzen gefüllt. Der Raub ist zu Goldbarren gegossen in den hohlen Masten der Schiffe.“ (BLASEL, 1933: 20).

Ein beliebtes Schatzobjekt ist auch der „Stürzebecher“. Diesen soll Störtebeker immer bei sich getragen haben. „Er soll ihn aus dem 1398 in Bergen geraubten Kirchengerät haben Schmieden lassen.“ (ebd., 22). Ein anderer „Stürzebecher“ ist aus Silber und mit einer Inschrift verziert, das Schicksal eines gewissen „Joncker Sissinga van Groninga“ beschreibend.

Störtebeker soll auch Reliquien besessen haben, die ihm Unbesiegbarkeit verliehen. Die Reliquien des Hl. Vincentius, von ihm und Goedeke Michels aus einem spanischen Kloster gestohlen, trägt er auf der bloßen Brust (ebd., 1933: 26).

Von seiner Mutter bekommt Störtebeker ein Schutz-Amulett, das ihn bei Gefahr warnen soll. Oder er erhält einen trockenen „Riessbessen“. Wenn dieser grünt, muss er

sich in Acht nehmen. Woanders gibt man ihm einen Kranz. Wenn dieser zu welken beginnt, droht Gefahr (ebd., 1933: 26/7).

Für die Bewachung all dieser Schätze sind unterschiedlichste Vigilanten zuständig. Eine Sagenvariante weiß von einer von Störtebeker geraubten Jungfrau und einem Hund zu berichten. Der vermeintliche Dieb

[...] sieht neben ihr einen großen schwarzen Pudelhund, der ihn nicht in die Höhle läßt. Die Jungfrau gibt ihm einen goldenen Becher. Beim Hochziehen zerrinnt der Becher in Nichts, und das Seil wird von unsichtbaren Geistern angenagt, denn der Hund war der Teufel. (BLASEL, 1933: 20)

Doch Störtebeker soll nicht nur genommen, sondern auch gegeben haben. So weiß das Volk von großzügigen Taten des Piratenhäuptlings zu berichten. „Störtebeker is`n feinen Kerl. Arme Lüd hett he wat gewen. Riek Lüd wat namen.“ (ebd., 25).

Hierfür werden einige Beispiele genannt. So zahlt er einem armen Mann die Miete für mehrere Jahre im Voraus. Ebenso einer Frau auf Rügen. Einer anderen armen Frau, der das Flickzeug ausgeht, „[...] wirft er einen Lappen hin, dessen Rückseite mit Goldstücken beklebt ist.“ (ebd., 26).

Ob diese guten Taten wirklich vollbracht wurden, oder ob sie genauso sagenhaft wie der teuflische Pudelhund sind, wird immer ein Rätsel bleiben. Deutlicher lässt sich ein Motiv hinter dem Sagentypus „Den Armen geben, den Reichen nehmen“ ausmachen. Armut und Entbehrung waren auch in Norddeutschland weit verbreitet. Sowohl zu Störtebekers Zeit wie auch davor und danach. Von den Adeligen und Reichen konnte sich das gemeine Volk so gut wie keine Unterstützung erwarten. Im Gegenteil, es wurde sogar noch zur Ader gelassen. In diesem sozialen und ökonomischen Elend war ein loyaler Held, wie der unbesiegbare Störtebeker, ein vortrefflicher Mitstreiter. Zumindest in den Erzählungen sollte das gemeine Volk so zu seinem Recht kommen. Ähnliche Rächer-Figuren finden sich in vielen Kulturen und Gesellschaften wieder, wie z.B. der berühmte Robin Hood aus Sherwood Forest.

Willi Bredel hat für die verschiedenen Schatzsagen in ihrer ursprünglichen Form eher wenig übrig. Bei Vergegenwärtigung der von ihm in dem Jugendroman verpackten politisch didaktischen Botschaft ist dies auch nicht verwunderlich. Dennoch spricht

der Autor den „sagenhaften Schatz Störtebekers“ (*Vitalienbrüder*, 153) an. Sich auf seine „dichterische Freiheit“ stützend, beschreibt er die „allgemeinen Schätze“ folgendermaßen. In der Schiffskoje des Piratenhäuptlings

[...] befand sich eine schwere Truhe, bis obenhin gefüllt mit Dukaten, Gulden und Reichspfennigen, mit Münzen aller Art. An den Wänden seiner Poppa [Kojen] hingen wertvolle Teppiche, zwei riesige Werkteppiche aus Flandern, seltene Waffen, ausgestopfte Seetiere, die man in den hiesigen Gewässern nicht kannte, und auf seinem Tisch stand ein wundervolles Schachspiel mit Figuren aus Elfenbein. Leider kannte keiner der Schiffsleute dies fremdartige Spiel, nicht einmal der gelehrte Magister Wigbold. (ebd., 90)

Die Schätze werden als abenteuerlich exotisch beschrieben. Geld und Gold sind für die Piraten nicht wertvoller als anderes Gut. „[...] jede Beute war willkommen. Im nächsten Hafen war sie in klingende Münze umgetauscht worden oder gegen Wein und Bier [...]“ (ebd., 90). Die Seeräuber betreiben also einfachen Tauschhandel. Die für das kapitalistische System typischen Begriffe „Kauf“ und „Verkauf“ werden bewusst ausgespart – und „klingende Münze“ mit den Naturalien „Wein und Bier“ gleichgesetzt. Für die Freibeuter zählen die Gesetze der freien Marktwirtschaft also keineswegs. „[...] sie nahmen nur in Tausch, was sie im Augenblick dringend brauchten.“ (ebd., 84).

Erst wie es dem Piratenhäuptling an den Kragen geht, greift er auf einen sagenhaften Schatz zurück. Der Autor flechtet dafür die Goldmast-Version in seinen Roman ein (man vgl. Kapitel 3.2.2. d) *Störtebekers Gefangennahme und Enthauptung*).

Aber Bredels Seeräuber haben auch ein weiches Herz für die Armen. Sie „[...] schenkten mit vollen Händen von ihrer Beute.“ und sind deshalb „[...] beim einfachen Volk geachtete und geehrte Leute [...]“ (ebd., 84).

Im Gegensatz zu Willi Bredel greift **KuBa** tief in den reichhaltigen Schatzsagenfundus. Allerdings um diesen Sagenkomplex *en suite* zu dekonstruieren.

Schließlich schreibt der dreifache DDR-Nationalpreisträger ja im Sinne der SED und ihrem kulturpolitischen Programm. Ein Störtebeker mit Kapitalanlagen passt klarerweise nicht in dieses Konzept. So singt der „Gemischte Chor“: „Der Klaus Störtebeker - // teilt getreulich sein Brot - // Hat mit Gold und mit Silber // beladen sein

Boot – [...]“ (*Störtebeker*, 88), und darauf Solist und Männerchor: „[...] und teilt den Reichtum, // unsren Hunger zu heilen. // Und er tut einen Griff // in sein goldenes Schiff.“ (ebd., 89). Von sagenhaften gebunkerten Schätzen ist aber keinesfalls die Rede.

So fordert ein Schiffshauptmann von Störtebeker-Bezwinger „Nikolaus Schoke“: „Doch Störtebekers Schätze müsst ihr teilen.“ (ebd., 168), worauf dieser antwortet: „Schätze habt ihr euch in eure Taschen gelogen.“ Störtebeker hat also sein ganzes Gold verteilt, oder besser gesagt – da von den Reichen genommen und den Armen gegeben – umverteilt. Ein politisches Leitwort im Programm der SED.

Die Schatzwächtersagen werden als dummer Aberglaube abgetan. Eine Fischersfrau – die von sich selbst sagt „Ich bin bloß eine dumme Frau“ (ebd., 93) – spricht „*ein wenig giftig*“ zu einem Mönch: „Daß er [Störtebeker] in einer Höhle zu Stubbnitz seine Braut gefangen hält, bewacht von einem schwarzen Hund mit feuerroten Augen, tun sich die Leut wohl auch nur aus den Fingern saugen?“ (ebd., 93), woraufhin sie von der Menge ausgelacht wird. Der Autor modelliert das Jungfrau/Pudelhund Sagenelement um und nennt die Bewachung der geraubten Jungfrau als Aufgabe des Hundes.

Die Reliquien-Sage stellt der DDR-Dichter komplett anders dar. Das Vorkommen einer Reliquie in der Sage diene dem Autor vermutlich überhaupt nur als Anregung. Der Kommunist Störtebeker hält naturgemäß nichts von der Katholischen Kirche und deren Heiligenverehrung. So geht ein Steinkrug, der „Die Milch der heil’gen Jungfrau“ (ebd., 106) beinhaltet, zu Bruch. Allerdings ist es Störtebekers Freund Kinderbass, der dem Ordensritter die „Reliquie für den Dom zu Bremen“ aus der Hand schlägt. Störtebeker lässt dieses Ereignis unkommentiert.

Auch die Warnamulett-Sage findet sich in KuBas Ballade wieder. Hier ist es jedoch nicht Störtebekers sondern Trebeles Mutter – also seine zukünftige Schwiegermutter – die sich von ihrem Sohn wünscht: „Klaus Störtebeker – bitt dich, trag diese Kett. Ein heilig Amulett, es mag dich schützen.“ (ebd., 109). Allerdings spielt sie schon in der nächsten Zeile die Wirkungskraft des Amuletts „*ein wenig geheimnisvoll und verschämt*“ herunter. „Es wird nicht schaden, sollt es schon nicht nützen - “

Am Erstarken des Glaubens an die Partei und seiner Führung war der SED naturgemäß mehr gelegen, als an Aberglaube und Mystik. So ruft Störtebeker, nachdem das Amulett an seiner Brust hängt: „Im Bund mit diesem Schwert nützt jedes Amulett.“ (ebd., 109). Was in erster Linie also zählt, ist Moral und Kampfgeist. Das Glück folgt dann dem Tapferen und Tüchtigen.

d) Störtebekers Gefangennahme und Enthauptung

Historisch gesehen ist über Störtebekers letzten Kampf und seine Gefangennahme so gut wie gar nichts bekannt; ebenso wenig wie über seine Hinrichtung. – Eine ideale Ausgangsposition also für die Entstehung eines umfangreichen Sagenkomplexes. Und tatsächlich weiß das Volk besonders viel über Gefangennahme und Hinrichtung des Seeräuberhäuptlings zu berichten.

Ein Anliegen der Volkssage ist es, den Grund der Gefangennahme begreiflich zu machen. Und dieser wird eben dadurch erklärt, dass der übermenschliche Seeräuber Klaus Störtebeker nur durch Verrat und durch eine List der Hamburger Pfeffersäcke besiegt werden kann. BLASEL (1933: 37) begründet dies folgendermaßen. „Das soziale Gerechtigkeitsempfinden kann es nicht ertragen, daß er einer Übermacht zum Opfer fällt [...]“. So nimmt der Verrat seinen Lauf.

Ein Fischer sucht des Nachts bei Störtebekers Schiff Schutz vor der rauen See. Er bittet um Feuer, um seinen Fang kochen zu können. Allerdings erhitzt er nicht sein Essen, sondern schmilzt Blei und gießt dieses ins Steuerruder des Piratenschiffs. „Obwohl St.[örtebeker] versucht, das Blei mit heißem Öl zum Schmelzen zu bringen, gelingt es ihm nicht. Nach dreitägigem Kampf wird er überwunden.“ (BLASEL, 1933: 33). Auch werden hamburgische Schiffleute als Verräter genannt. Oder ein „alter Spiessgesell Störtebekers“ (KOPPMANN, 1877: 51).

Ein weiteres Element: Die Hamburger können Störtebeker nicht besiegen, deshalb werfen sie ein großes Netz über ihn und neun seiner Gesellen (BRACKER, 2001: 82).

Dass Simon von Utrecht mit seinem Schiff „Bunte Kuh“ Störtebeker besiegt haben soll (und nicht Nikolaus Schoke), stammt aus dem „Störtebeker-Lied“ (Strophe 16).

Aber auch die patrizische Geschichtsschreibung hat ihren Teil dazu beigetragen. (man vgl. Kapitel 2.2. *Geschichtsschreibung im Spätmittelalter*)

Um dem Henker zu entgehen, will Störtebeker „[...] dem Rate eine Kette schenken, die dreimal um Hamburg geht.“ (BLASEL, 1933: 35). Godeke Michels – der manchen Sagenvarianten nach mit Störtebeker zusammen gefangen genommen wird – „[...] verspricht, den ganzen Strand von Helgoland mit harten Thalern zu belegen [...]“ (ebd., 35).

Auf dem Weg zur Hinrichtung schreiten die Todgeweihten „[...] unter dem Klang von Trommeln und Pfeifen zum Richtplatz [...]“ (ebd., 35/6). Störtebeker fühlt sich verantwortlich, dass seine Freunde wegen ihm am Schafott enden. Sein ausgeprägter Kameradschaftssinn will dies nicht zulassen.

Seine letzte Bitte ist, diejenigen zu verschonen, an denen er ohne Kopf vorbeilaufen würde. Die Bitte wird ihm gewährt und er rettet 11 bzw. 5 seiner Freunde. Dann wirft ihm der Henker einen Klotz vor die Füße oder ein altes Weib stellt ihm ein Bein, sodaß er strauchelt. Oder er läuft einfach ohne Kopf davon, bis ihm der Gehilfe des Henkers einen Klotz vor die Füße wirft. (BLASEL, 1933: 36)

Störtebekers Henker ist der Scharfrichter Rosenfeld. Nach den vollzogenen Exekutionen steht ihm das Blut bis zu den Knöcheln. Übermütig antwortet er einem Ratherrn auf die Frage, ob er denn nicht müde sei, dass er noch den ganzen Rat enthaupten könnte. Daraufhin schlägt das jüngste Ratsmitglied ihm den Kopf ab.

In **Willi Bredels** *Die Vitalienbrüder* erliegt Störtebeker ebenfalls dem Verrat. Allerdings hat er sich dieses Schicksal selbst zuzuschreiben. Denn der schon in die Jahre gekommene Seeräuber wird nachlässig und schenkt den Worten der Hamburger Patrizier Glauben. Er schließt mit ihnen einen Pakt. Für seine Hilfe fordert er „freie Hand gegen Bremen“ und – viel wichtiger, weil politisches Programm – die Aufnahme von Zunftbrüdern in den Hamburgischen Rat. Störtebeker mimt hier den Politiker. Denn er erkennt, dass er nicht allein mit Schwert und Gewalt seinen Traum („freie demokratische Bürgerstädte“) verwirklichen kann. (*Vitalienbrüder*, 139). Die Hamburger Ratmannen präsentieren sich als seine Verbündeten, bauen aber gleichzeitig schon an einem kanonenbestückten Orlogschiff, das „Bunte Kuh“ heißt

und von Simon von Utrecht befehligt wird. Störtebeker geht an der Falschheit der reichen Pfeffersäcke zugrunde. „Ich war ein Narr, Patrizierworten Glauben zu schenken ... Verrat!“ (ebd., 151).

Auch der Fischer ist sagengetreu zur Stelle. Dieser wird zusätzlich noch von einem Verräter an Bord gedeckt. „Einer von den neuen Seeleuten, die nach Marienhaven gekommen waren, um mit den Piraten gegen die Patrizier zu kämpfen [...]“ (ebd., 148). Störtebeker lässt den Krabbenfischer nicht nur ohne Bedenken an seinem Schiff festmachen, sondern meint noch: „Wenn er seinen Fang gekocht hat, will ich ihn kaufen.“ (ebd., 150). So viel Gutmütigkeit und Leichtsinn müssen sich rächen.

Störtebekers manövrierunfähiges Schiff wird geentert, aber die Hamburger können die verwegenen Piraten nicht besiegen. „Da griff Simon van Utrecht zu einer neuen List. Er ließ vom hohen Deck ein großes, stahlgeflochtenes Netz über Störtebeker und seine letzten Gesellen werfen.“ (ebd., 152). Und so heißt es im Text: „Nicht in ehrlicher Schlacht besiegt, dem Verrat, der Tücke, der Niedertracht sollte er erliegen ...“ (ebd., 151). Damit endet das letzte Kapitel „Der Krieg der Patrizier“.

In einem kurzen „Nachspiel“ rollt der Autor dann noch die letzten Stunden Störtebekers auf – verpackt in einer Erzählung eines dubiosen Schiffsmanns, der „unablässig schwatzte“ und „Wahres und Erdichtetes miteinander“ vermischt (ebd., 154). Der Pirat „Stelzfuß“ und der geblendete „Gerd Windmaker“ sind seine Zuhörer.

Willi Bredel – der in seinem Roman einen durchwegs bodenständigen und realistischen Stil fährt – dürfte wohl die sagentreue Hinrichtungsversion zu phantastisch gewesen sein, als dass er sie in seinen „Historischen Roman“ (ebd., 159) hätte direkt einflechten wollen. Durch die Einführung des fragwürdigen Schiffsmanns als Erzählerfigur erspart sich der Autor jegliche „persönliche“ Wertung des Wahrheitsgehalts dieser Version. Und gleichzeitig lässt es ihm auch Platz, neue – seiner Ideologie dienliche – Elemente zur Hinrichtungssage hinzuzudichten. So weiß der Schiffsmann zu berichten: „Nicht als Angeklagter, als Ankläger sei er [Störtebeker] vor dem Gericht der Patrizier aufgetreten. Die Reichen habe er angeklagt. Die Armen verteidigt.“ (ebd., 154). Pirat Störtebeker als Volksanwalt.

Zuvor versucht er aber noch seinen eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Als Lösegeld bietet Störtebeker an, „[...] den Elbstrand von Cuxhaven bis Hamburg mit Golddukaten zu pflastern.“ (ebd., 153). Allerdings ohne Erfolg. Da der Erzähler den Schatz als „sagenhaft“ beschreibt, ist nicht anzunehmen, dass der Seeräuberhauptmann diese Reichtümer überhaupt besitzt. Der Autor schöpft hier seine dichterische Freiheit aus und modelliert den Godeke Michels zugeschriebenen Lösungsversuch – „den ganzen Strand von Helgoland mit harten Thalern zu belegen“ – nach seinem Ermessen um. Doch auch bei Bredel nützt alles Verhandeln nichts, und so endet Störtebeker auf dem Schafott des Grasbrooks.

Interessant ist hier die letzte Bitte des Piratenhäuptlings. Denn der wünscht sich „[...] hinter einer Schar lustige Weisen spielender Pfeifer seinen letzten Gang zu tun.“ (ebd., 154). Auf die Idee, noch im Tod seine Kameraden retten zu wollen, bringt ihn erst ein Ratsherr, der ein „Witzbold und Wichtigmacher“ ist: „Alle die, an denen du ohne Haupt entlangzuschreiten vermagst, sollen begnadigt werden.“ (ebd., 154). Störtebeker nimmt ihn beim Wort und geht – mit abgeschlagenem Kopf – an sechs Kameraden vorbei, bis ihm ein Ratsmitglied ein Bein stellt.

Ungleich der Sage ist es hier ein Patrizier und nicht der Henker, der den tapferen Seeräuber mit unfäurem Mittel zu Fall bringt. Der Autor erklärt dies durch das betrügerische Wesen der Oberschicht. Und noch einmal verdeutlicht er dies mit Nachdruck. Die beiden Zuhörer fragen den Schiffsmann, ob die geretteten Gefährten in Freiheit kommen. Doch dieser weiß genau: „Ach, Unsinn [...] Es war doch ein Patrizierwort. Ich verstehe gar nicht, wie Störtebeker dem hatte Glauben schenken können.“ (ebd., 156).

Die Falschheit und Willkür der Herrschenden muss auch Störtebekers Henker kennen lernen. Getreu der Sage wird er nach der übermütigen Meldung „[...] er habe noch Lust und Kraft, den ganzen Rat der Stadt zu köpfen.“ (ebd., 156) von einem Ratsmitglied enthauptet.

Der Piratenhäuptling Störtebeker hat ganz offensichtlich nach den verräterischen Machenschaften Hamburgs nichts dazugelernt und noch einmal den Ratsherren Glauben geschenkt, was Störtebeker als eine einfache und gutgläubige Person charakterisiert. Aber auch als Mann von Wort, der für sich, seine Taten und seine Gesellen bis in den Tod einsteht. Erst die vergiftete Welt des Adels und des Kapitals zerstören ihn. Störtebeker wird durch Lüge und falsches Spiel in diese Welt gelockt.

Dort angekommen, ist es den Herrschenden möglich, ihn mit ihren Mitteln zu schlagen. Zuvor – als Likedeeler auf seinem Schiff – ist Störtebeker unbesiegbar. Erst das Kokettieren mit der bürgerlich-aristokratischen Welt (um seine Träume von „freien Bürgerstädten“ verwirklichen zu können), bringt ihn zu Fall.

Willi Bredels sozialistisch-kommunistisches Gerechtigkeitsempfinden versteht den Verrat an Störtebeker als Verrat am Volke. Im Roman trägt Klaus Störtebeker das Attribut „plebejischer Pirat“ (ebd., 94), während die reichen Kaufleute als „volksfeindliche Patrizier“ (ebd., 111) bezeichnet werden – mit dem Zusatz „[...] kein Patrizier war ohne Sünde.“ (ebd., 105). Am Sagenelement des Treuebruchs hängt der Autor die Botschaft seines Jugendromans auf. Das einfache, arbeitende Volk ist ehrlich, wird aber von den Herrschenden betrogen und verkauft. Durch den mehrfachen Verrat an Störtebeker durch das Patriziat – und den damit zerstörten Versuchen in Koalition eine Änderung des *status quo* herbeizuführen – zeigt Bredel ganz klar seine politische Haltung: Revolution statt Evolution.

Die vom Autor gegen Patriziat und Herrscherklasse kompromisslos gefahrene Linie zieht sich aber dennoch nicht mit der zu erwartenden kontinuierlichen Strenge durch den Roman. Denn so hart wie mit den hanseatischen Kaufleuten und adeligen Ratsmitgliedern ins Gericht gegangen wird, so lässig wird die Tatsache beiseite gekehrt, dass auch die Friesenfürsten (ten Brooke) aristokratischer Herkunft waren. Die sprichwörtlich gewordene „friesische Freiheit“ wird von Bredel nach eigenem Ermessen ausgelegt und nicht nach den historischen Fakten.

Denn die Friesenhäuptlinge kämpften zwar zu jener Zeit für ihre Unabhängigkeit vom Deutschen Reich und der Hanse, allerdings ohne dabei Demokratie und „freie Bürgerstädte“ schaffen zu wollen. Vielmehr ging es um die Verwirklichung persönlicher Interessen der einzelnen friesischen Fürsten. Interessen, die sich von denen der „Großen“ (Kaiser, Hanse) nur in ihrem Ausmaß unterschieden. So waren Gebietsgewinn und ökonomische Unabhängigkeit die Triebfedern der rebellischen Friesenfürsten. Und das Volk – als feudale Untertanen – musste mitmachen.

Auch in der dramatischen Ballade **KuBas** zerbricht Störtebeker am Verrat der herrschenden Klasse. Allerdings wird er nicht von der Hanse hinters Licht geführt, sondern vom Friesenhäuptling Keno tom Broke. Dieser schließt mit Hamburg einen

Pakt gegen die Likedeeler, die er in seiner Burg in Marienhave beherbergt. Die Beweggründe des Friesen lassen sich nur erahnen. Der standesbedingte Konflikt zwischen Trebele und Hilda (man vgl. Kapitel 3.2.2. b) *Störtebekers Schlupfwinkel, seine Frauen...*) dürfte auch stellvertretend für die Haltung tom Brokes gegenüber Störtebeker zu lesen sein.

Historisch gesehen wird Keno tom Broke unter Gewaltandrohung zur Auslieferung der Vitalienbrüder an die Hanse gezwungen. In einer Sagenvariante willigt Keno ebenfalls diesem Verrat ein, verständigt aber sofort seinen Schwiegersohn Störtebeker davon. Ein hansischer Ratmann hört von diesem „doppelten Spiel“. Daraufhin muss Störtebeker die Flucht ergreifen. (BENTS, 2003: 104).

In KuBas Ballade wird die letzte Schlacht Störtebekers vor die Tore Marienhaves verlegt. Nachdem Störtebeker nämlich den Verrat erkennt, kehrt er von Helgoland nach Friesland zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu retten. Allerdings kommt er zu spät und findet nur mehr die verkohlten Trümmer seines Zuhauses wieder. Der einst häuslich gewordene Likedeeler erkennt daraufhin den von ihm begangenen Fehler: „Besitztum ist ein Netz mit dichten Maschen. Wir schmiedeten die Fessel selber und die Kette [...]“ (*Störtebeker*, 160). Kommunistische Ideologie als Lebensweisheit, in der man auch buddhistisch-spirituelle Züge erkennen könnte.

Wie in der Sage legt auch ein Fischer mit seinem Boot am Schiff der Likedeeler an. Dem Anschein nach will er ebenfalls nur seinen Fang kochen, allerdings erlauben ihm dies die Schiffshauptmänner Wichmann und Kinderbass nicht: „He! Bursche – mach dich fort!“ „Bei unsrem Schiff wird nicht herumgekrochen!“ (ebd., 162). Doch diese Verbote kommen ebenfalls zu spät. Welches „Süppchen“ der Fischer gekocht hat, erfährt der Leser erst weiter hinten („Nachspiel, 3. Bild“). In der Tradition des Epischen Theaters erzählt ein „Sprecher“ dem Publikum von den hintertriebenen Machenschaften. „In den Angeln des Ruders war Blei. [...] und sie wurden elend gefangen. Aus dem Mast fiel ein Netze von Stahl.“ (ebd., 174).

Zuvor aber („Episode VI. 7. Bild“) gibt der Autor eine genaue Beschreibung der letzten Kampfszene auf hoher See, deren pompöse Umsetzung er in den Händen des Dramaturgen Hans Anselm Perten sicher weiß. KuBa unterstreicht hier deutlich, dass

es „nicht die Bunte Kuh“ mit Simon von Utrecht ist, die Störtebekers Schiff aufreißt, sondern das Schiff Nikolaus Schokes. Der DDR-Nationaldichter verhilft damit dem Ratmann und Schiffshauptmann Schoke – aller fehlerhaften Geschichtsschreibung zum Trotz – zu seinem Recht.

Interessant ist hier auch, dass er den einfachen Schiffer (und damit Genossen) Hermann Nyenkerken nicht erwähnt, der ja von Simon von Utrecht um seinen Lohn als Goedeke Michels-Bezwinger gebracht wurde.

Nach dieser einen Richtigstellung lehnt sich KuBa mit einer äußerst gewagten Interpretation eines historischen Dokuments aber auch schon wieder weit aus dem Fenster. In den Kämmereirechnungen (1400, 1) findet sich ein Eintrag, dass Nikolaus Schoke vom Hanserat ein Geldbetrag für eine Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela ausbezahlt wurde. („4. 64 Pfund domino Nicolao Schoken ad S. Jacobum, in Compostellanum.“) KuBa interpretiert diese Pilgerfahrt als einen sich selbst auferlegten Bußgang Schokes, der schließlich die Dinge „klar“ sieht:

Simon von Utrecht – hoch zu Rosse – sieh mal an! Damit den „Sieger“ über Störtebeker jeder sehen kann. [...] Vergib, o Herr, ich habe die gerechten, uneigennützigsten von deinen Knechten [...] zu Fall gebracht und bin bereit, für diese Sünd zu büßen. Zu Santiago de Compostela [...] Das Blutgeld habe ich dem Armenstift vermacht. – (*Störtebeker*, 170)

Allerdings sprechen die historischen Dokumente eine andere Sprache. Bevor Schoke die Reise nach Compostela angetreten hatte, fertigte er ein Testament über sein Vermögen an, vermachte seinen Lohn also nicht einem „Armenstift“. Das Testament wird von KOPPMANN auf den 24. März 1402 datiert. Die 64 Pfund für seine Spanienreise bekam Schoke „[...] vermutlich als Anerkennung seiner erfolgreichen Einsätze gegen Störtebeker und Gödeke Michel.“ (BENTS, 2003: 91).

KuBa legt hier die historischen Fakten nach seinem Gutdünken aus.

Der Autor verzichtet auch keineswegs auf den sagenhaften *Showdown* zwischen Störtebeker und Simon von Utrecht. Im „Nachspiel zu Hamburg“ treten alle namhaften Figuren noch einmal gemeinsam auf. So legt KuBa – getreu der Sage nach und entgegen den historischen Fakten – die Enthauptung Störtebekers und Goedeke Michels zusammen. Beide finden sich am Grasbrook wieder, und von Utrecht ist ihr Richter. Mit „Chor und Tanz“ wird die Stimmung der Szene zur Schau gestellt. „Die

Großen, die Hansen, die Ratmannen tanzen. Die Armen, die Kleinen, das Volk, es muß weinen.“ (ebd., 171). Dann folgt Störtebekers letzter Auftritt.

Wie in der Sage möchte der Todgeweihte auch hier seine Kameraden retten. Die Bitte wird ihm gewährt, und so kniet er am Richtbock nieder. Der Henker Rosenfeld schwingt sein Schwert, doch bevor es niederfährt, erlischt das Licht, „Die Orgel setzt mit hohem Ton ein.“ (ebd., 179), und anstelle Störtebekers tritt im Scheinwerferlicht der „Sänger“ auf.

Der Autor KuBa – überzeugter Vertreter des sozialistischen Realismus’ – bedient sich jetzt – ähnlich wie sein „Vorgänger“ Willi Bredel – einer Erzählerfigur, die den phantastischen Part der Exekutionssage vermitteln soll.

Noch im Tod getreu, so will es die Legende, stand Klaus Störtebeker auf aus seinem Blut. [...] Doch ein Richterbüttel brachte ihn zu Falle, als er ihm den Richtblock vor die Füße warf. [...] Nur durch List besiegt [...] ward Klaus Störtebeker noch im Tod betrogen. (ebd., 180)

Auch hier findet sich der Verrat an Störtebeker als zentrales Element wieder. Aber nicht als Dolchstoßlegenden-Variante, sondern adaptiert aus dem deutschen Volkssagenfundus.

Liest man weiter, lässt sich bereits die Absicht des Autors bzw. der Auftrag der Partei erkennen, einen eigenen Störtebeker-Mythos schaffen zu wollen. So spricht der Sänger weiter und appelliert – mit Anspruch auf Tradition – „Gutes Volk! So halte sie in deinem treuen warmen Herzen wohlgeboren und bewahrt!“ (ebd., 180)

(man vgl. dazu Kapitel 2. *Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung*).

e) Störtebekers Charakter und Eigenschaften

In der Volkssage wird generell recht wenig über Störtebekers Charakter ausgesagt – zumindest explizit. Auch muss zwischen Störtebeker, dem Mensch, und Störtebeker, dem Räuber, unterschieden werden.

Als Mensch werden dem Seeräuber durchwegs positive Eigenschaften zugeschrieben. So teilt er gerne mit den Armen und Besitzlosen seine Beute. „Rein menschlich steht St.[örtebeker] in besonders gutem Ansehen beim Volke. Es betrachtet ihn durchaus als einen der Seinen.“ (BLASEL, 1933: 24).

Als Pirat aber ist Klaus Störtebeker ein gefürchteter und brutaler Charakter. „Bekannt ist seine Streitsucht.“ (ebd., 26). Er raubt und plündert ohne Rücksicht auf Herkunft und sozialen Stand seiner Opfer. „Wenn sie keine Hansekoggen zu berauben hatten, segelten sie stromaufwärts und plünderten Kirchen und Häuser aus.“ (ebd., 28). Und auch mit den besiegten Gegnern verfährt er nicht zimperlich.

St.[örtebeker] ließ nur Gefangene frei, die ein hohes Lösegeld zahlen konnten. Die anderen wurden über Bord geworfen. Diejenigen, denen es gelang, St.[örtebeker]’s großen Becher auf einen Zug zu leeren, wurden in die Schar aufgenommen. Es gelang aber nur dem Junker Sissinga von Groningen. (BLASEL, 1933: 33)

Die Anzahl der gewalttätigen Sagenelemente übersteigt deutlich die, des „guten“ Störtebeker.

Ein anderes Charakterbild des Seeräuberhauptmanns konstruierten die beiden DDR-Autoren. Wobei sich Bredels Störtebeker sehr deutlich von KuBas Figur unterscheidet. Inwieweit sich diese Verschiedenheiten ausdrücken und durch welche narrativen und dichterischen Mittel dies bewerkstelligt wurde, soll im nächsten Kapitel ausführlich behandelt werden.

3.3. Conclusio

In diesem Kapitel sollte der Störtebeker-Sagenstoff besonders in Hinblick auf die für die beiden DDR-Texte relevanten Elemente gesichtet und analysiert werden.

Sowohl KuBa wie auch Willi Bredel schöpften aus dem reichen Sagenfundus und bauten einzelne Elemente in ihre Texte ein. Oft wurden diese dabei umgestaltet und verändert, ihre Ursprünglichkeit nur selten beibehalten.

Dies ist bei KuBa hauptsächlich auf den von ihm (und der SED) erhobenen historischen Realitätsanspruch zurückzuführen. Unrealistische Elemente (z.B. Störtebekers fliegendes Schiff) werden erwähnt, aber sogleich als Unfug abgetan. Das kollektive Wissen um die Volkssage wird zwar beschworen, allerdings ohne viel Platz

zum Träumen zu lassen. Magische Elemente würden die Botschaft der Ballade („Sozialismus voraus!“) nur verwässern.

Auch die Schatzsagen werden nur erwähnt, um negiert zu werden. Denn ein kommunistischer Störtebeker darf klarerweise keine Reichtümer besitzen.

Diesen skurrilen Hang zum „Realismus“ findet man auch in *Die Vitalienbrüder* wieder. Dort besitzt der Seeräuberhauptmann zwar Gold und Edelsteine, allerdings nur, um diese gegen Bier und Lebensmittel einzutauschen. Auch die Goldmastsage wird „belächelt“ (man vgl. *Vitalienbrüder*, 153).

In beiden Texten berichtet zudem eine Erzählerfigur – die bei Bredel (154) sogar explizit „Wahres und Erdichtetes“ miteinander vermischt – dem Leser von der Hinrichtungssage. Sich an den Brecht’schen Regeln des Epischen Theaters entlang hantelnd, versuchen die beiden Autoren, Störtebekers Geschichte so „realistisch“ wie möglich aussehen zu lassen. Interessanterweise verwenden sie gerade dazu eine Vielzahl von fabelhaften Sagenelementen.

KuBa war vermutlich besonders daran gelegen, diese bei der norddeutschen Bevölkerung sicherlich bekannten Geschichten zu thematisieren, um sie in ein politisches Licht zu rücken. Durch die überspitzte Darstellung und das öffentliche Lächerlichmachen einzelner Sagenelemente schafft der Autor einen deutlichen Kontrast zu den historisch möglichen und wahr erscheinenden Geschichten und lässt diese dadurch „authentischer“ wirken; so zum Beispiel die Trinkfestigkeit und die Tapferkeit Störtebekers – beides (sozialistische) Männlichkeitsideale.

Willi Bredel nennt sein Werk einen „Historischen Roman“. Klaus Störtebeker kämpft stellvertretend für alle Proletarier und Zunftbrüder. Dass der Autor wenig Gebrauch für einen fliegenden Seeräuberhelden hatte, ist klar.

Ein Sagenelement wird von den beiden Autoren jedoch kompromisslos „realistisch“ dargestellt und immer wieder erwähnt – nämlich Störtebekers gütiges Wesen, den Armen zu geben.

Dazu mussten aber zuerst die Schatzsagen umgewandelt werden.

Besonders bei KuBa besitzt Störtebeker nur dann Gold und Silber, wenn er es gerade verschenken will. Auch bei Bredel wird der Schatz als „sagenhaft“ beschrieben und nie vom gierigen Patriziat gefunden. Das Gold, das Störtebeker den Armen gibt, ist natürlich von den Reichen geraubt. In *Die Vitalienbrüder* (84/5) rechtfertigt der Erzähler dies auf sehr simple Weise. „[...] sie raubten den Mächtigen, was diese auch nur geraubt hatten [...].“

Beide Autoren legen besonders viel Wert darauf, Störtebeker als „ritterlichen Gleichteiler“ zu präsentieren. Vor allem KuBa rückt diese *milte* in den Vordergrund. Das *Like deel* wird als „historische“ Parallele zur Umverteilung gedeutet. Damit dürfen „alle Mitwirkenden“ im Epilog mit gutem Gewissen rufen: „Sozialismus voraus! // [...] Und für alle lütten Leute // Like deel!“

Die sagenhafte Güte Störtebekers ist eine optimale Grundlage für die Schaffung eines kommunistisch-marxistischen Freibeutermythos. Durch diese Eigenschaft war Störtebeker schon seit Jahrhunderten beim Volk beliebt und somit einer von *ihnen*. Die „volksfreundliche“ SED machte sich genau dieses Sagenelement zu Nutze, und auch Willi Bredel ernannte Störtebeker zum „plebejischen Piratenführer“ (*Vitalienbrüder*, 111).

4. Textanalyse

Die Analysen einzelner Sagenelemente und ihre Gegenüberstellung mit angelehnten Passagen aus den beiden DDR-Texten haben bereits gezeigt, wie intensiv und überlegt die beiden kommunistischen Autoren an ihrer Störtebekerfigur feilten.

Sowohl Bredel wie auch Barthel schöpften aus dem reichen Fundus der Volkssage und gestalteten deren Elemente ihrer Überzeugung und ihrem Ermessen nach um. Auf den ersten Blick scheinen die beiden Schriftsteller an einem Strang zu ziehen und eine ähnliche Figur kreieren zu wollen. Doch dies ist nicht ganz der Fall.

4.1. Zur Entstehung der beiden Texten

Willi Bredels Historischer Jugendroman *Die Vitalienbrüder* wurde 1940 im russischen Exil verfasst und erst zehn Jahre später in der DDR publiziert. Der Traum und das Verlangen nach einem kommunistisch-sozialistischen Staat und der Kampf der Arbeiterklasse sind die zentralen Themen dieses Werkes.

Der proletarisch-revolutionäre Autor verlegt die kommunistischen Machtkämpfe seiner Zeit in das 14. Jahrhundert, das selbst von Zunft- und Arbeiteraufständen geprägt war. Auf langen Strecken hin scheint die Geschichte Klaus Störtebekers beinahe nur als Vehikel für die kommunistische Ideologie zu fungieren.

In einem *Brief des Autors an seinen Verleger* von 1950, der ans Ende des Buches gesetzt ist, resümiert Willi Bredel die Entstehung des Werks. Er gibt an, seinen Roman in „dichterischer Freiheit“ geschrieben zu haben. Störtebekers „[...] Bestreben, den Kampf gegen die Patrizier in Gemeinschaft mit den Plebejern und Zunftbürgern zu führen.“ (*Vitalienbrüder*, 159), sei ebenso seiner Fantasie entsprungen. Ob er eine historische Wahrheit in seiner Erzählung erkenne, beantwortet er mit

Ja und nein! Ja – weil ich der Ansicht bin, daß sich das Leben meiner Romanhelden auf dem verbürgten historischen Hintergrund so abgespielt haben muß. Nein – weil die überlieferte geschriebene Geschichte in vielen Einzelheiten recht fragwürdig ist [...]. (*Vitalienbrüder*, 159)

KuBa schrieb seine *Störtebeker-Ballade* im Jahre 1959, zu einer Zeit, als die DDR bereits zehn Jahre bestand und die Kunst im Dienste des planmäßigen Aufbaus des Sozialismus stand.

In einer pompösen Masseninszenierung mit circa 2000 Mitwirkenden sollte im Rahmen der „Rügenfestspiele“ auf der größten Naturbühne Europas, am Ufer des Jasmunder Boddens in Ralswiek, KuBas Stück von Hans Anselm Perten inszeniert werden. Die Musik lieferte Günter Kochan. In den Jahren 1959 bis 1961 und 1980 bis 1981 kamen gezählte 670.000 Besucher zu den Störtebeker-Festspielen. Die Meisten wurden auf Staatskosten per Bus und im Konvoi „herantransportiert“ (man vgl. *Die Zeit*, 1959, Nr. 37).

Nach dem Fall der Berliner Mauer wurden die Spiele im Jahr 1993 wieder aufgenommen; mit neuem Text und neuer Inszenierung.

Die *Störtebeker-Ballade* darf und muss als Auftragswerk der SED klassifiziert werden. An der Umsetzung beteiligten sich sowohl renommierte DDR-Künstler wie auch die Volksarmee, die auf der riesigen Seebühne die Schiffe steuerte und sich für die Schlachten in die Wanten warf. Im 7. *Bild* der Ballade heißt es

Die letzte Schlacht Störtebekers. Hilflös treibt das Schiff der Likedeeler dem Feinde entgegen. Ein Schwarm von Sniken umkreist ihr Schiff. Allüberall sieht man Bogenschützen ihre Bogen spannen und abschießen. Getroffene fallen über Bord. [...] Das Hamburger Schiff [...] zerrt das Schiff der Likedeeler mit Enterhaken an sich heran. [...] Störtebeker folgend, springen die Männer von den Wanten auf den anderen Bord. An Seilen lassen sie sich von den Raaben herab.

Von besonderem Interesse ist die Tatsache, dass KuBa von Bredels *Vitalienbrüder*-Roman inspiriert wurde und dies auch durch intertextuelle Verweise anklingen lässt. So findet sich beispielsweise Bredels Romanfigur „Kinderbass“ in KuBas Ballade wieder. Ebenso der geblendete „Gerd Windmaker“, der bei KuBa als „Blinder Sänger“ den Chor anführt. Doch mehr dazu im nächsten Punkt.

4.2. Figurenanalyse

In diesem Kapitel sollen nun einzelne Charaktere der beiden Texte analysiert und ihre Funktionen untersucht werden. Dadurch sollen die kommunistisch orientierten Darstellungsweisen der sagenumwobenen Piratenfigur Klaus Störtebeker herausgearbeitet und offen gelegt werden.

4.2.1. Der junge Klaus (Störtebeker) und seine Mentoren

In beiden Texten tritt Störtebeker zu Beginn als junger Bursche auf.

Willi Bredel lässt ihn auf einer Landstrasse Richtung Hamburg spazieren, wo der junge Klaus, der „bald hier, bald dort bei Bauern gearbeitet hatte“ (*Vitalienbrüder*, 6), als Schiffsmann anheuern will. Bei KuBa ist Klaus ein „Jungknecht“, der auf dem „Gut Ruschwitz“ in Rügen arbeitet.

Klaus ist in beiden Werken ein verwaister Junge. Außer seiner von Natur aus enormen körperlichen Arbeitskraft besitzt er nichts. Er ist ein elternloser Arbeiter- und Bauernsohn – ein Kind der DDR.

Willi Bredel findet Klaus' Vaterfigur und geistigen Mentor im alten Juden „Josephus“. Dieser begleitet den Jungen auf seinen ersten Wegen und lehrt den anfangs naiven Burschen, dass die Welt und ihre Menschen vom Prinzip her dumm und schlecht sind. Er schimpft über die „weltlichen Herren“, die „herrschende allmächtige Kirche“ und über die „Verderbtheit in den Klöstern“. Auf Klaus' kindliche Frage, was die „Ketzer“ erreichen wollen, antwortet Josephus: „Den reinen, den unverfälschten Glauben! Den Kommunismus der urchristlichen Gemeinden, der ersten, der wahren Christen! Frieden und Liebe allen Menschenbrüdern!“ (*Vitalienbrüder*, 7).

Willi Bredel, der selbst wegen seiner sozialistisch-kommunistischen Gesinnung mehrfach einsitzen musste – unter anderem im KZ Fuhlsbüttel – und der auch in der 11. Internationalen Brigade im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte sowie auf sowjetischer Seite im Zweiten Weltkrieg, zeigt naturgemäß wenig Verständnis für die

herrschende christlich-bürgerliche Klasse. Auf den ersten Seiten des Romans kommt es zu einem Rundumschlag.

Als Alternative für diese Eliten fordert der Hausierer Josephus den „urchristlichen Glauben“, dessen Umsetzung er im Kommunismus sieht.

Durch die Figur Josephus' proklamiert der Autor erstmals auf allgemeiner Ebene seine politische Gesinnung. Weiter hinten im Text kommt es allmählich zur Konkretisierung einzelner Programmpunkte. Beispielsweise fordert Störtebeker für die Zunfthürger politisches Mitspracherecht im Rat. Karsten Sarnow wird als „Volksanwalt“ bezeichnet, seine Partei als „Volkspartei“ (*Vitalienbrüder*, 40). Diese Begriffe sind eindeutig marxistisch-sozialistischen Ursprungs. Bredel legt diese politischen Schlagworte wie ein Raster über die Handlung des Romans, der ja im 14. Jahrhundert spielt. Die sozialen Kämpfe jener Zeit erscheinen dadurch in kommunistisch-klassenkämpferischem Licht.

Die Romanfigur Josephus ermöglicht es dem Autor, persönliche Erfahrungen darzulegen und seine Meinung kundzutun. *Die Vitalienbrüder* ist schließlich auch ein Jugendroman – zwar „kein Lehrbuch im Schulsinne“ (*Vitalienbrüder*, 160), dennoch aber mit klarem didaktisch-aufklärerischem Anspruch. Und dieser gilt zumindest für die Romanfigur Klaus Störtebeker.

Der junge Klaus glaubt dem alten Juden aber zunächst nicht so recht und teilt vor allem nicht dessen negative Sicht auf das Leben und die Menschen (man vgl. *Vitalienbrüder*, 12). Erst persönliche Lebenserfahrungen lassen den Burschen die Worte des Hausierers verstehen.

In Wismar nämlich – der ersten Station – bricht die Pest aus, und Klaus meldet sich bei „Doktor Angelicus“, um ihm bei seinem „menschenfreundlichen Werk zu unterstützen“ (*Vitalienbrüder*, 17). Der Arzt erkennt aber sehr schnell, dass er gegen den Schwarzen Tod nichts ausrichten kann und bangt – als potentieller Sündenbock – um sein Leben. Daraufhin verbreitet er unter dem Volk das Gerücht, die Juden wären die Schuldigen dieser Epidemie. Es kommt zu Pogromen in der „Judengasse“, bei dem auch der Hausierer Josephus sein Leben verliert. Der entsetzte und irritierte Klaus zieht weiter.

Willi Bredel wird in der Literaturwissenschaft als DDR-Autor der Ersten Generation gehandelt. Diese Generation zeichnet sich vor allem durch ihre antifaschistischen

Bestrebungen in der Literatur aus. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass der Autor das erste Kapitel seines Buches den Judenverfolgungen des 14. Jahrhunderts widmet. Darin prangert er die irrationalen und bewusst konstruierten Verfolgungs-„Gründe“ an und zieht einen indirekten aber deutlichen Vergleich zur nationalsozialistischen Gegenwart. Den Juden Josephus als Mentor des (urdeutschen) Störtebekers zu wählen, kann hier durchaus als Respektsbezeugung für die jüdische Gemeinde gelesen werden.

Im zweiten Kapitel heuert Klaus als Arbeiter an der Schonenküste an, wo er den älteren „Gerd Windmaker“ kennenlernt. Die beiden arbeiten für den Vogt von Schonen, Wulveken Wulflam, (fiktiver) Sohn des Stralsunder Bürgermeisters Bertram Wulflam. Hier kommt es zum ersten Aufeinandertreffen der späteren Todfeinde. Klaus erkennt, dass die patrizische Klasse verlogen und falsch ist. Da sie aber das Gesetz repräsentiert und über den Bürgern steht, ist ihr nicht beizukommen.

Mit dem zweiten Kapitel zeichnet sich schon langsam die Strategie des Autors ab, aus Klaus einen wütenden und rächenden Störtebeker zu formen. Denn immer wieder sieht und erleidet er Unrecht und spürt dabei seine Ohnmacht. Schließlich bleibt ihm nur mehr der Griff zum Schwert.

Im dritten Kapitel lernt Klaus Hermann Hosang kennen, der ein Ratsmitglied aus dem Volke ist und ein erbitterter Widersacher der Wulflam. Dem Kaufmann Hosang gehört das Handelsschiff „Genoveva“, auf dem Klaus und Gerd Windmaker als Schiffsmänner Arbeit finden. Zuvor führen die Drei noch einen hitzigen Disput über die räuberischen und skrupellosen Wulflams. Hosang bezeichnet Wulveken als „Pirat“, doch der junge Klaus fährt energisch dazwischen: „Ein Schurke ist er; Piraten haben Ehre im Leibe.“ (*Vitalienbrüder*, 42). Klaus' Schicksal nimmt langsam Formen an.

Im vierten Kapitel ist Klaus auf hoher See und lernt alle Fertigkeiten, die er als späterer Piratenhauptmann braucht. „Klaus lebte in einem Zustand dauernden Glücksgefühls [...].“ (ebd., 61).

Das fünfte Kapitel trägt die Überschrift „Verbrechen und Meuterei“. Klaus wird Opfer eines Intrigenspiels, und man sperrt ihn im Bauch des Schiffes ein. Im Hafen

Stockholms erfährt die Besatzung der „Genoveva“, dass Hermann Hosang öffentlich hingerichtet worden war, und das Schiff nun im Besitz der Wulflam ist. Bald darauf kommt es zur Meuterei, und der befreite Klaus ruft aus: „Wir rächen Hosang. Bringen Tod und Verderben über die Mordbuben von Stralsund.“ (ebd., 75). Und auf die Frage, ob er denn Pirat werden möchte, antwortet er: „Ehrlicher Schiffsmann im Dienste von Schurken und Mordbuben wie diese Wulflams, was? Nein, Sven, lieber Freibeuter. Machen wir Jagd auf die Wölfe der See, Sven.“ (ebd., 76).

Mit diesem Kapitel enden Klaus' Jugendjahre und er beginnt „nach Piratenart gegen allmächtige Patriziergeschlechter Fehde“ zu führen (ebd., 77).

Die Wurzeln Klaus' Handelns liegen im Hass gegen das falsch spielende Patriziat – repräsentiert durch die Wulflams – und im Rachedenken für seine getöteten und gefolterten Freunde (Josephus, Hosang, Vetter Hein, Sven, Gerd Windmaker). Diese Freunde sind zudem auch die einzigen Bezugs- und Vertrauenspersonen in Klaus' Leben. Zur Ermordung „Vetter Heins“ und „Svens“ meint der Erzähler: „Klaus kam sich wie zum zweiten Male verwaist vor.“ (ebd., 77).

Der einst optimistische Junge wird durch die Falschspielerei und die Unterdrückung der herrschenden Klasse in die Piraten- und Rächerrolle gestoßen. Trotz zahlreicher Versuche, ein anständiges Leben als Bauer, Arzthelfer, Arbeiter und Schiffsmann zu führen, scheitert er. Vor allem die Wulflams entziehen ihm durch ihre ständigen Betrugereien und ihr Morden unschuldiger Menschen den Glauben an die Gerechtigkeit. Klaus erkennt, dass das Volk sich zuerst erheben muss, um in Frieden leben zu können. Die herrschende Klasse muss im revolutionären Kampf besiegt werden.

KuBa setzt den Beginn seiner Ballade ins Jahr 1391. Klaus, der „sehr junge und sehr kräftige Knecht“ (*Störtebeker*, 7), wird von Anfang an von der Obrigkeit misshandelt. Da er verbotenerweise eine „Kanne Starkbier“ ausgetrunken hat, soll er vier Vaterunser ausgepeitscht werden. „Die Arme hat man ihm wie einem Gekreuzigten auseinandergezerrt.“ (ebd., 7).

Bereits im ersten Bild wird Klaus (*Störtebeker*) als Jesusfigur dargestellt. Sein Schicksal wird somit schon vorweggenommen bzw. angedeutet. Er ist der Erlöser, der das Volk von seinem Joch – der herrschenden Klasse – befreien soll. Ähnlich wie

Jesus wird Störtebeker aber Opfer einer Intrige und bezahlt mit seinem Leben. Sein „Judas“ ist das Patriziat, das ihn und damit das ganze Volk verrät.

Weitere biblische Verweise ziehen sich durch die ganze Ballade. So heißt es einmal: „[...] Jesu – eines Zimmermannes Sohn.“ Eine deutliche Anspielung an den Arbeiter- und Bauernstaat im Sinne von „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“.

Da die DDR ein religionsfreier Staat war, scheint KuBa sich hier an Bredels These (urchristlicher Glaube ist gleich Kommunismus) orientiert zu haben. Besonders die Katholische Kirche als Institutionalisierte Religionsgemeinschaft und damit herrschendes Machtgefüge war und ist ein beliebtes Feindbild des Marxismus/Kommunismus.

Während Klaus’ „Kreuzigung“ muss die „Küchenmagd Trebele“ die Vaterunser laut vorbeten. Diese gemeinsame Erfahrung des Bestraft-Werdens schweißt die beiden jungen Menschen zu einem Liebespaar zusammen. Was anfangs wie eine platonische Beziehung anmutet, nimmt später jedoch sehr konkrete Formen an. „Marienhaven klingt [...] nach Kinderwarten.“ (ebd., 138).

Im ganzen Stück kommt es jedoch zu keiner gefühlvollen Liebesbezeugung zwischen den beiden. Ein typisches Merkmal der kommunistisch-sozialistischen Literatur, die Themen wie Familie und Sexualität als etwas Privates und somit staatspolitisch Irrelevantes abtut. Vielmehr nehmen die zwei Figuren ihre vorgegebenen gesellschaftlichen Rollen ein. Trebele ist treue Frau und Mutter, Klaus politischer Agitator. Während er gegen die herrschende Klasse kämpft, stärkt sie ihm (zu Hause wartend) den Rücken.

Trebeles „weibliche Intuition“ wird ebenso klischeehaft erfüllt. Einer Seherin ähnlich erkennt sie stets die lauernde Gefahr und den Verrat. In einem orakelhaften Lied (man vgl. ebd., 45) nimmt sie auch Störtebekers Schicksal vorweg. Doch wie in der griechischen Sage, nützen selbst diese Vorahnungen nur wenig.

Nach der Tortur möchte der Vogt sich noch einen Spaß mit den beiden machen und lässt eine neue Kanne Starkbier bringen. Falls Klaus auch diese auf einen Zug leeren kann, will er ihn frei lassen. (Der Autor spielt hier natürlich auf die sagenhafte Trinkfestigkeit Störtebekers an.) Klaus werden die Fesseln abgenommen, damit dieser

die Hände zum Trinken frei hat. Er setzt den Steinkrug an – und leert den Krug auf einen Zug. „Beim heiligen Sankt Nikolaus – das nenn ich saufen! [...] Und ohne schnaufen – ohne abzusetzen!“ Klaus (Störtebeker) ist in seinem Element.

Doch des Vogts Versprechen, Klaus laufen zu lassen, ist natürlich genau so leer, wie der Steinkrug in Klaus' Hand. Der Jungknecht zögert aber nicht lange und schlägt seine Widersacher damit zusammen. Gemeinsam mit Trebele entkommt er hoch zu Ross. Das „Vorspiel zu Ruschwitz“ geht damit zu Ende.

Ähnlich wie bei Willi Bredel wird auch KuBas „Klaus“ von der herrschenden Klasse gequält und schlecht behandelt. In beiden Texten erhebt sich Klaus daraufhin gegen seine Unterdrücker.

In der „I. Episode 3. Bild“ tauchen Klaus und Trebele wieder auf. Goedeke Micheel – der am Schiff Karsten Sarnows arbeitet – hat die beiden heimlich bei sich aufgenommen, nachdem „Kinderbaß“⁵ die Schiffsbrüchigen entdeckt hat.

Goedeke Micheel muss dem Skipper Sarnow und dessen Frau Leneke Rede und Antwort zu den blinden Passagieren stehen. Goedeke kennt die wahre Geschichte von Klaus und Trebele, dennoch behauptet er, die beiden seien „Zwei Schwesterkinder und die // Schwester tot [...]“. (ebd., 19). Der Vater sei zudem weggelaufen. Die Sarnows erkennen Goedekes Flunkerei, spielen aber mit, da sie beide gütige Menschen sind. Nur die Frau ist ein wenig neugierig und will Klaus' zweiten Namen wissen. Nachdem dieser gerade wieder einen Krug Bier auf einen Satz geleert hat und „die Kanne umgestürzt auf den Tisch“ setzt, ruft Goedeke: „... ach, Ihr meint sein Name? // Störtebeker!“ (ebd., 23). Ab diesem Kapitel wird „Klaus“ im Personenverzeichnis nur mehr „Klaus Störtebeker“ oder einfach „Störtebeker“ genannt.

KuBa vermischt hier die Freundschaftsverhältnisse der historischen Personen Karsten Sarnow, Goedeke Micheel und Störtebeker bunt durcheinander.

Sarnow war Mitglied der Reformpartei von Stralsund und späterer Bürgermeister. Zudem erfocht er im Jahre 1391 einen bedeutenden Sieg gegen die Piraten. Goedeke Micheel war eindeutig ein Seeräuberhauptmann und damit wohl direkter Feind Sarnows. Ebenso verhielt es sich mit Störtebeker. Auch wenn die beiden serovere

⁵ Willi Bredels „Kinderbaß“ segelt auch in KuBas Ballade mit Störtebeker.

1391 urkundlich noch nicht belegt waren, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass sie bereits auf Seite der Vitalienbrüder gekämpft hatten. Sarnow segelte für Stralsund, das als Hansestadt im direkten Konflikt mit den anderen Mächten stand. Ob Micheel und Störtebeker sich überhaupt kannten bzw. gemeinsam segelten wird vermutet, ist aber historisch nicht belegt.

KuBa schmückt diesen weißen Fleck auf der historischen Landkarte besonders dichterisch aus und macht Goedeke zu Störtebekers verantwortungsvollen Ziehvater. In der „I. Episode 7. Bild“ spricht Goedeke:

Nimm, Bootsmann, dieses Schiffskind in die Mach // und zeig ihm ein paar
deiner Griff und Kniffe // [...] Du, Waffenmeister, // lehr mir diesen Jungknecht
// Schwert und Beil handhaben // [...].

Dramaturgisch lässt KuBa diese „Entwicklung Klaus Störtebekers vom aufgelesenen Landarbeiter zum Schiffsknecht“ von einer Tanzgruppe darstellen. Und der junge Störtebeker schlägt sich tapfer im Dienste Sarnows und der Hanse.

In der „II. Episode 1. Bild“ sitzt Klaus mit Trebele in einem „Rosengarten zu Stralsund“. Auf ihre Frage, wie viele „Seepiraten“ er schon erschlagen habe, meint er lässig „[...] ich glaube, es waren viele. –“. Klaus Störtebeker der Seeräuberkiller?

KuBa, der dem DDR-Volk natürlich keinen Räuber und Delinquenten als Nationalhelden präsentieren wollte, zeichnet den jungen Störtebeker zunächst als tüchtigen und ehrgeizigen, aber dennoch fehlgeleiteten jungen Mann. Geblendet nämlich durch den Reichtum und die Heuchelei der Patrizier, stellt Störtebeker sich auf deren Seite. Trebele, die die Falschheit der Herrschenden bereits durchschaut, versucht, ihm die Augen zu öffnen. Doch Störtebeker meint nur: „Piraten muß man töten!“ (ebd., 48). Er träumt vom „schönste[n] Schiff im Sund“ und spricht vom Stolz „Auf Störtebekers reiches Handelshaus, // das etwas gelten wird im Hansebund“ (ebd., 48).

Klaus Störtebeker wird als einfache und bodenständige Persönlichkeit charakterisiert. Er ist kein großer Denker und Philosoph, sondern ein Mann der Tat. Dass ihn die Obrigkeit bereits einmal ungerecht behandelt hat, ist längst von ihm vergessen. Aus eigenen Überlegungen erkennt er auch nie die Intrigen, die um ihn herum gesponnen werden. Es sind stets seine Mitstreiter, die ihm den rechten Weg weisen.

KuBa orientiert sich hier an der psychologischen Skizze, die Willi Bredel für seinen Störtebeker-Charakter angefertigt hat. Die persönlichen Schwächen machen den Piratenhauptmann nämlich zu einer menschlichen Figur, die realistisch und nicht mit überirdischen (Sagen)Kräften gegen die herrschende Klasse kämpft. In *Die Vitalienbrüder* sind es zudem vielschichtige Probleme, wie das Herr-Knecht-Verhältnis oder das politische Mitspracherecht, die Störtebeker – und damit den Leser – zum Grübeln bringen.

KuBa versucht ebenfalls einen menschlichen, mehrdimensionalen Charakter zu schaffen. Denn schließlich sollte dieser Störtebeker ja Vorbildwirkung für das Volk mit sich bringen. Ähnlich dem verlorenen Sohn – um wieder bei der Bibel anzuschließen – findet Störtebeker abermals auf den rechten Weg zurück, und seine „Heimkehr“ wird zum großen Triumph des Volkes. Doch klarerweise kann ein Mann allein eine Revolution nicht zu Ende führen. So wird Störtebeker vom Erlöser zum Wegbereiter. Und genau diesen Wegbereiter brauchen seine Mitstreiter, um ans Ziel zu gelangen. Allein sind sie zu schwach, doch der charismatische und tapfere Störtebeker ebnet ihnen den Weg, den sie ihm eröffnen.

Gehässigerweise könnte man Störtebeker aber auch als naiven und simplen Charakter sehen, der ohne Schwert und Muskelschmalz nur wenig bewegen kann. Ohne führende Partei, die ihm sagt, wo es langgeht, scheint er nur langsam zu begreifen. Doch das ist egal. Denn als braver Arbeiter setzt er pflichtbewusst deren Pläne um, und ist somit ein stolzes Zahnrädchen im volksfreundlichen Staatsgefüge.

Trotz begründeter Kritik an der SED würde diese Interpretation der Ballade in ihrer Ganzheit und Komplexität dennoch nicht gerecht werden. Irren ist menschlich, und Klaus Störtebeker erkennt seine begangenen Fehler – wenn auch zu spät.

Während Klaus Störtebeker seine Ausbildung erhält und tapfer für die Hanse Piraten jagt, kommt es zur Revolte in Stralsund.

Der Autor orientiert sich hier an den historischen Fakten. Wie bei *Die Vitalienbrüder* sind Klaus Störtebeker und der Rest der Mannschaft auf Sarnows „Sancta Genoveva“ plötzlich auf sich allein gestellt und ohne Führung. Klarerweise übernimmt auch bei KuBa Störtebeker das Kommando. Doch zuerst wird er sich seines falschen Glaubens ans Patriziat bewusst und gesteht:

Ihr sucht den Hund in uns, ihr Mächtigen und Großen! // Ich aber bin kein Hund mehr, der den Mond anbellt. // Bereit der Welt zu dienen, hat sie mich verstoßen – // Ich wollte nicht ihr Blut – ich wollte ihre Rosen, // ich war ihr Freund und werde sein // ein Feind der Welt! (*Störtebeker*, 69)

Wie bei Bredel ist Störtebeker ein von der Welt Verstoßener und von der Obrigkeit Getretener. Doch der Rachedanke lässt ihn weitermachen. „Wir werden unser Leben rächen, // und unsere Rache leben.“ (*Störtebeker*, 71).

Wie und in welcher Weise Klaus Störtebeker in den beiden Texten nun weiterhin auftritt und handelt, soll in Punkt 4.2.4. *Der Vitalienbruder und Likedeeler Klaus Störtebeker und seine Mitstreiter* untersucht werden. Zuvor sollen noch andere Rollen tragende Charaktere beleuchtet werden, die auf Störtebeker Einfluss nehmen und so seine Handlungsweise direkt und/oder indirekt lenken und damit auch den Verlauf der Geschichten mitgestalten. Zudem soll ein kurzer historischer Abriss über diese Persönlichkeiten Einblick in die literarische Umgestaltung geben.

4.2.2. Das Patriziergeschlecht Wulflam

Historischen Quellen zufolge regierten Vater Bertram und Sohn Wulf die Hansestadt Stralsund fast 50 Jahre lang mit eiserner Hand und waren sowohl für Blütezeit wie auch bürgerliche Umwälzungen zumindest indirekt verantwortlich.

In den „Einnahmrollen“ der Stadt wird Bertram das erste Mal 1360 namentlich erwähnt. Sein Einkommen belief sich auf 7 Mark und 4 Schilling, das Hans KOEPPEN in seinem Werk *Führende Stralsunder Ratsfamilien vom Ausgang des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts* als Durchschnittslohn unter den Patrizierfamilien bezeichnet. Von da an ging es aber rasch bergauf.

Bereits 1364 betraute man Bertram als eines der jüngsten Ratsmitglieder mit der Bürgermeisterwürde. Sein politisches Geschick war wohl herausragend. Interessanterweise ist nur seinem politischen Gegenspieler Karsten Sarnow ein noch schnellerer Aufstieg zum Bürgermeister gelungen.

Besonders bei den Friedensverhandlungen zu Stralsund 1370 war Bertram sehr engagiert. 1380 erreichte er, die Verwaltung der Schonischen Schlösser seinem Sohn Wulf zuzuspielen. Zudem hatte Bertram das Richteramt inne und war Vorsteher eines Klosters und der Nikolaikirche in Stralsund. Aber die wohl bedeutendste Aufgabe, die ihm zufiel, war die Kontrolle der Stadtfinanzen. Dieses mächtige Amt sollte Bertram Wulflam jedoch zum Verhängnis werden.

Dem Sinnspruch Lord Actons folgend „Power tends to corrupt, and absolute power corrupts absolutely. Great men are almost always bad men.“ arbeitete Bertram mit den Jahren immer mehr in seine eigene Tasche und suchte den persönlichen Vorteil. Zudem waren die Bürger der norddeutschen Städte in beinahe stetem Aufruhr und forderten politisches Mitspracherecht und soziale Verbesserungen. Dennoch,

Die Historiker des Ostens und des Westens sind sich darin einig, diesen Konflikten den Charakter sozialer Kämpfe abzusprechen: man kann nicht von Aufständen der Armen gegen die Reichen sprechen, nicht einmal von einem scharfen Gegensatz zwischen Patriziat und Handwerkern. (DOLLINGER, 1998: 184/5)

Natürlich bezieht sich DOLLINGER hier auf die Historiker des Ostens nach der Wende.

Für Bertram wurde es eng. 1391 kamen Karsten Sarnow und die Reformpartei zum Zug und stellten ihrerseits einige Ratsherren. 1392 wurde zudem eine Klageschrift gegen die Wulflams veröffentlicht.

Darin wurde die, der Korruption verdächtige, Patrizierfamilie, aufgefordert, die Stadtfinanzen offen zu legen. Wulf wurde zudem der Folter bezichtigt. Er soll auch Mönche in einem Stall in „Stock und Ketten“ gelegt haben, wofür er Abbitte beim Abt leisten musste. Zudem wurden die Hochzeitsfeiern der Wulflams so prunkvoll und verschwenderisch abgehalten, dass auch hier Anklage erhoben wurde. Des Weiteren hatte Wulf im Jahre 1385 eine Strafexpedition gegen die Seeräuber ohne nennenswerte Erfolge beendet. Für diese enttäuschende Aktion entschädigte ihn der Hanserrat dennoch mit der sehr hohen Summe von 5000 Mark Sundisch (HR, 1: 353). Auch im nächsten Jahr wurde er mit einem ähnlichen Auftrag betraut. Er sollte die Wege und Straßen vor Räubern schützen. Dafür erhielt er das Kommando über das feste Schloss Tribsees und weitere 6000 Mark. Doch Wulf kümmerte sich wenig um seinen Aufgabe – im Gegenteil, er nahm sogar den Stegreifritter Ernst Weidemann, der von der Stadt

Stralsund gesucht wurde, bei sich auf dem Schloss auf. Dass hier die Oppositionspartei unter Karsten Sarnow auf die Barrikaden ging, ist nach-zuvollziehen. Auf Druck der langen und wohl zutreffenden Anklageschrift gingen die Wulflams 1391 ins Exil.

Sie kehrten jedoch 1393 wieder an die Macht zurück. Allerdings nur Wulf, denn Bertram war in der Verbannung gestorben. Karsten Sarnow wurde am 23. Februar des gleichen Jahres als „Feind der Verfassung“ hingerichtet.

Wulf Wulflam führte nun die Geschicke seines Geschlechts und der Stadt Stralsund eifrig und mit ähnlicher Härte weiter. Die Bevölkerung litt unter den hohen Steuerauflagen, doch eine Revolte nach der Ermordung Sarnows war bereits blutig niedergeschlagen worden. Bis ins Jahre 1409 war Wulf auf 24 Hansetagen vertreten. Zudem war er persönlicher Berater und Abgesandter Königin Margarethes von Dänemark. Doch so hoch sein politischer und gesellschaftlicher Aufstieg auch war, so tief und abrupt folgte schließlich sein Fall.

Wulf Wulflams Intimfeind Starke Suhm wurde am 2. Mai 1405 von einem Unbekannten ermordet. Wulf kam als Hauptverdächtiger ins Kreuzfeuer der Kritik. Am 1. November 1409 erschlug Starkes Sohn Thorkel Suhm Wulf Wulflam auf dem Kirchhof in Bergen.

Wulf Wulflam lebte anscheinend auf sehr großem Fuße. Nach seinem Tod ging nämlich das ganzes Vermögen an seine Gläubiger über. Seine Frau Margarethe verarmte vollständig.

Obwohl Wulflam männliche Nachkommen hatte, ist von ihnen niemand namentlich im Stralsunder Stadtrat zu finden. Hans KOEPPEN (1938: 68) deutet dies folgendermaßen. „[...] so scheint sich doch darin wieder das Bestreben der Ratspartei zu offenbaren, die Bildung von allzumächtigen Familienherrschaften nach dem Tod ihrer Häupter durch Ausschluss der Nachkommen vom Rat ein für allemal zu unterbinden [...].“

DOLLINGER (1998: 180) macht auch andere Gründe für den Niedergang einzelner Patriziergeschlechter aus. So nennt er „Verluste durch Seuchen, durch Abwanderung und durch Degeneration“ als Ursachen der Führungswechsel, die er im Allgemeinen alle drei bis vier Generationen festmacht.

Doch nun zur literarischen Gestaltung der Wulflam bei **Willi Bredel**.

Neben Bertram und Wulf führt Bredel noch einen dritten, fiktiven, Wulflam ein, nämlich Wulveken. Besonders die beiden Söhne sind Störtebekers Antagonisten.

Beide stechen durch brutales und rücksichtsloses Vorgehen heraus, das der Erzähler als „wölfisches“ Verhalten bezeichnet. Zudem meint er, „Die natürlichen Feinde der Kaufleute waren die Adeligen.“ (*Vitalienbrüder*, 27). Aber auch gegen „Kaufherren wulflamscher Art“ (ebd., 90) richtet sich Störtebekers Rache.

Der Autor spielt von Anfang des Buches an mit dem Namen Wulflam. Immer wieder werden die Wulflams als Wölfe bezeichnet und ihr Handeln als roh und tierisch. Ebenso ist der aufs Tierreich bezogene Kommentar, Kaufleute hätten „natürliche“ Feinde, zu verstehen. „Leben heißt kämpfen“ ist Störtebekers Philosophie, und wer unter „Wölfen“ lebt, muss ein Tiger sein“ (ebd., 112).

Das hier von Bredel gezeichnete Bild erinnert an Pieter Brueghels *Große Fische fressen die kleinen*. Klaus Störtebeker schwimmt zwar mit aller Kraft gegen den Strom und kämpft gegen die herrschende Klasse, zappelt aber schließlich doch im engmaschigen Netz der Großen (man vgl. *Vitalienbrüder*, 151).

Willi Bredel verarbeitete in seinem Roman ganz deutlich persönlich-politische Ansichten und Erlebnisse. So auch seinen kontinuierlich geführten Kampf gegen das christlich-bürgerliche Establishment und die politische Rechte. Leben hieß für ihn tatsächlich kämpfen. Das bezeugen seine beiden freiwilligen Meldungen als Soldat im Spanischen Bürgerkrieg und im Zweiten Weltkrieg auf Seite der Sowjetunion. Bredel führte wohl seinen eigenen Kampf gegen die „Wölfe in Menschengestalt.“

Der Autor hängt die Geschichte der Wulflam in groben Zügen an den einzelnen Punkten der von Sarnow und der Reformpartei erstellten Anklageschrift auf. Diese dienen ihm als Erzählgerüst. In der von ihm beanspruchten dichterischen Freiheit schmückt er die Details nach seinem Ermessen aus.

So weiß der Erzähler von einer prunkvollen Hochzeit zu berichten, bei der „[...]ihr Gatte Wulf Wulflam von seinem Haus bis nach Sankt Nikolai [den Weg] mit englischem Tuch belegen [ließ], damit sie sich nicht die Schuhe schmutzig mache.“ (*Vitalienbrüder*, 39). Gefangene zu blenden, nennt er „Wulflams Lieblingsstrafe“ (ebd., 118). Zudem wird die Wulflam-Sippe öffentlich im Rat angeklagt:

„Rechenschaft sollt ihr ablegen über die in achtzehn Jahren verbrauchten Bürgergelder!“ (ebd., 50).

Schließlich kommt es auch zur Erhebung gegen die Wulflams. Sarnow und die Reformpartei kommen an die Macht. Doch schon nach einem Jahr kehren Wulf und Wulveken zurück, und Sarnow wird enthauptet. Bertram verstirbt im Exil.

Klaus Störtebeker jagt Wulf und Wulveken beinahe das ganze Buch hindurch. Rache an den beiden Wulflams zu verüben, ist auf weiten Strecken die Triebfeder der Handlung.

Zuerst tötet Störtebeker Wulveken im direkten Duell. Bevor er auf seinen Gegner einstürmt, ruft er: „Ich bin der unversöhnliche Todfeind aller Volksfeinde“ (*Vitalienbrüder*, 110). Wulveken wird schwer verwundet gefesselt und schließlich „vor dem Gericht der Vitalier [...] Als gemeiner Verbrecher [...] auf dem Marktplatz von Wisby enthauptet.“ (ebd., 110). Der blutrünstige Störtebeker steckt den abgehauenen Kopf an die Spitze seines Schiffs.

Etwas später gerät auch Wulf Wulflam zufällig in die Hände des Seeräubers, als dieser gerade die Stadt Bergen plündert. Allerdings entzieht sich der Patrizier seiner Strafe durch Selbstmord. Vor Enttäuschung und Wut wird Störtebeker zum Berserker. Das unschuldige Volk Bergens muss daraufhin Störtebekers Hass und Wut ausbaden (man vgl. ebd., 128/9).

Die Patrizierfamilie Wulflam ist der direkte Gegenpart zum „plebejischen Piraten“ Störtebeker. Sie repräsentiert das Böse und Schlechte und wird oft mit dem Adjektiv „volksfeindlich“ charakterisiert (ebd., 111).

Auch mit den Vitalienbrüdern, die adeligen Ursprungs sind und im Schutze der patrizischen Kaperbriefe segeln, geht der Autor hart ins Gericht. „Patrizier blieb Patrizier.“ (ebd., 8). Dies ist auch der Trennungsgrund Störtebekers von den Vitaliern, die ja doch nur Söldner im Auftrag der Obrigkeit sind. Im Gegensatz dazu stehen die Likedeeler, die frei für ihre eigene Sache und das Volk kämpfen.

Historisch gesehen gab es dennoch einige Adelige, die aus freiem Willen und Glauben zu „Systemgegnern“ wurden und für die Seeräuber kämpften oder als Spitzel und Informanten fungierten. Manchmal zwang auch der Privatkonkurs adelige Herrschaften ins Piratendasein (man vgl. BRACKER, 2001: 33).

Der Autor zeichnet ein sehr düsteres Bild der herrschenden Klasse, die nicht einen Funken Mitleid kennt und eigentlich nichts Besseres verdient als den Tod – und den durch Mord. Klaus Störtebeker spielt Racheengel und Vollstrecker.

Dass das Buch *Die Vitalienbrüder* im Jahre 1940 geschrieben wurde, sollte hierbei berücksichtigt werden. Die Nazis herrschten zu dieser Zeit bereits seit sieben langen Jahren, der Spanische Bürgerkrieg war gegen die Faschisten verloren, und der Erste Weltkrieg konnte – für jemanden wie Bredel, der 1901 geboren war – auch noch nicht vergessen sein. All diese schrecklichen Erlebnisse hatten mit Sicherheit großen Einfluss auf den deutschen Schriftsteller.

Gleichzeitig wird der Autor durch die detaillierten Gewaltbeschreibungen dem Anspruch eines mittelalterlichen Historischen Romans auch wieder gerecht. So werden ganz *authentisch* Hände wegen Diebstahls abgehackt, Augen ausgestochen und Menschen bei lebendigem Leibe verbrannt. Dass Willi Bredel die historischen Fakten verklärt darstellt, kann ihm sicherlich nicht vorgeworfen werden.

In **KuBas** Ballade finden all diese Elemente nur wenig Bedeutung.

Der Autor konzentriert das Geschehen der Handlung auch nicht um Störtebekers Rachegeleüste gegen die Wulflam-Sippe, wie es bei *Die Vitalienbrüder* der Fall ist. Vielmehr spielen die Wulflams einen Teil der herrschenden Elite, die es zu bekämpfen gilt.

In der „I. Episode 4. Bild“ erzählt der „blinde Sänger“ dem Publikum von den Untaten Wulf Wulflams, wobei der Autor den Punkten der historischen Anklageschrift folgt. Daraufhin kommt es zu einer missglückten Rebellion, bei der Hermann Hosang einen der Bürgermeister von Stralsund, namentlich Johann Runge, ersticht. Dieser literarische Mord ist natürlich am historischen Mordversuch Hosangs an Bürgermeister Nikolaus Siegfried angelehnt. Wulfert (Wulf) Wulflam sorgt für die Verhaftung Hosangs und die Rebellion wird im Keim erstickt. Getreu den historischen Fakten kommt es zum Aufstieg Sarnows und schließlich zur Flucht der Wulflam. Allerdings weil diese den Gefangenen Hosang ohne Prozess in einer Nacht- und Nebelaktion rädern lassen, und nicht wegen der Korruptionsanklage.

Dass sich die beide Autoren für ihre Texte sehr nahe an der Anklageschrift orientieren, ist leicht nachzuvollziehen. Die von den patrizischen Wulflam begangenen Delikte sind hier nämlich Punkt für Punkt aufgereiht und geben eine vortreffliche Angriffsfläche ab.

In der „II. Episode 1. Bild“ erfährt das Publikum, dass die Wulflams 1393 wieder an die Macht kommen. Bertram verstirbt, doch Wulfert bleibt der Handlung als Stralsunder Bürgermeister und königlicher Berater Margarethes erhalten. Zu einer direkten Konfrontation mit Störtebeker kommt es nicht. Wulferts Ende bleibt offen.

Auch wenn den Wulflams in der *Störtebeker Ballade* keine übermäßige Bedeutung zukommt, repräsentieren sie dennoch die herrschende Klasse, die es zu besiegen gilt. So kommt es immer wieder – in Anlehnung an *Die Vitalienbrüder* – zu verunglimpfenden Wortspielen des Namens Wulflam. „Ach, gar often steckt der Wulf in einem Lamm.“ (*Störtebeker*, 24). Zudem wird als „Massenlied“ „Heraus sollt ihr sie klaben // aus ihren fuchsnen Schauben // die schlimme wölfsche Brut –, (ebd., 37) des Öfteren gesungen. Eine direkte intertextuelle Referenz zu Bredels Roman.

4.2.3. Karsten Sarnow und Hermann Hosang

Historisch gesehen werden diese beiden Herren stets mit der oppositionellen Reformpartei Stralsunds in Verbindung gebracht. Diese wiederum repräsentierte den direkten Gegenpart zur regierenden Stralsunder Patrizierfamilie Wulflam.

Karsten Sarnow war ein reicher, nicht patrizischer Kaufmann und Gewandschneider. Ende der 1390er forderten die immer wohlhabender werdenden Kaufmänner Mitbestimmungsrechte im Rat. Zudem erfocht Sarnow 1391 einen klaren Sieg über die Seeräuber, was seinen Anspruch auf politisches Mitspracherecht noch verdeutlichte. Und tatsächlich setzte am 2. Mai 1391 der mittlerweile zum Ratsherrn aufgestiegene Sarnow eine Verfassungsänderung durch. Eine lange Anklageschrift wurde gegen die Wulflams erstellt, die unter anderem das Offenlegen der Stadtfinanzen forderte.

KOEPPEN (1938: 53/4) stellt in seiner Abhandlung *Führende Stralsunder Ratsfamilien vom Ausgang des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts.* fest, dass diese Verfassungsreform keine reine Bürgerbewegung war, sondern auch von anderen patrizischen Ratsfamilien, die die Alleinherrschaft der Wulflam satt hatten, mitgetragen wurde. Zusätzlich schlossen sich noch einzelne Handwerkerzünfte diesen Forderungen an.

Bertram und Wulf Wulflam entzogen sich der Anklage des Rates durch die Flucht. An ihrem – den Historikern unbekannten – Aufenthaltsort arbeiteten sie aber sogleich an ihrer Rückkehr und ihrem Wiederaufstieg an die Macht. Die ihnen solidarisch gesinnten Patrizierfamilien anderer Hansestädte drohten Stralsund zudem mit Verhansung – also mit einem Ausschluss aus dem Hansebund, was schwerwiegende wirtschaftliche Folgen mit sich hätte bringen können. Die Stimmung im Rat kippte endgültig, als Sarnow Stück für Stück alle Patriziervorrechte beschneiden wollte. Die im Rat verbliebenen Patrizierfamilien riefen die Wulflams zurück, und Sarnow wurde als „Feind der Verfassung“ am 21. Februar 1393 am Marktplatz enthauptet. Die alten Machtverhältnisse waren wieder hergestellt.

Ratsherr Hermann Hosang verdankt vor allem einem misslungenen Mordversuch an Bürgermeister Nikolaus Siegfried im Jahre 1392 seine namentliche Erwähnung in den Geschichtsbüchern.

Willi Bredel transponiert seine marxistisch-kommunistischen Ideen und Vorstellungen ins Zeitalter Störtebekers und Karsten Sarnows. Die Auseinandersetzung des Lesers mit dem ewigen Klassenkampf ist dem Autor ein wichtiges Anliegen. Er versetzt sein Traumgebilde einer kommunistischen Gesellschaft in eine Zeit, die ebenfalls von sozialen Umbrüchen geprägt war.

Sowohl Arbeiter- wie auch Bauernaufstände bestimmten das 14. Jahrhundert. Und immer wieder erreichten Reformparteien, wie jene Karsten Sarnows, einzelne Erfolge. Allerdings waren diese Erhebungen keine sozialistisch-kommunistischen, auch wenn dies auf den ersten Blick so scheinen möchte. Die marxistische Lehre war noch lange nicht geschaffen, und von Klassenkampf sprach niemand. Kam es zu Erhebungen einzelner Zünfte (z.B. dem Knochenhaueraufstand), war dies meist auf einfache soziale Missstände zurückzuführen, aus denen man sich lösen wollte. Dass sich alle Arbeiterzünfte zusammenschlossen, um gemeinsam gegen die regierende Oberschicht

zu kämpfen, ist nicht bekannt. Vielmehr wurden untereinander Konflikte ausgetragen, um einzelne Vorrechte zu erlangen.

Und auch DOLLINGER (1998: 184) warnt.

Die Ursachen und Umstände dieser Kämpfe sind sehr verschieden, und man muß sich vor jeder Verallgemeinerung hüten. Die Exklusivität des Patriziats, der Ehrgeiz mächtiger Persönlichkeiten, die politischen Bestrebungen der Handwerker und der vom Stadtreghment ausgeschlossenen Kaufleute, die Rivalität der Geschlechter untereinander, die Unzufriedenheit über die Abgaben und die schlechte Verwaltung der Finanzen spielten bei den Erhebungen [...] eine unterschiedliche Rolle.

In *Die Vitalienbrüder* kommt es schließlich auch zum Sieg der Reformpartei. Die Wulflams flüchten vor der Anklage, und Sarnow wird Bürgermeister.

Interessanterweise beschreibt der Autor Karsten Sarnow kurz darauf als „Tyrannen“ und als „Kreatur Wulflams“ (*Vitalienbrüder*, 121), der grausige Foltermethoden anwendet und das Volk knechtet. Nach einem Jahr hat die Bevölkerung genug von Sarnows Regime und ruft zur Revolte. Daraufhin wird er verhaftet, und Wulf und Wulveken Wulflam kommen zurück (Bertram stirbt im Exil). Am Marktplatz lassen die wieder an die Macht gekommenen „undankbaren Wölfe“ Sarnow enthaupten.

Wer die historischen Fakten kennt, muss sich über die von Bredel erdachte Darstellung Karsten Sarnows wundern. Denn dieser war ein aus dem Volk stammender Kaufmann, der den Sturz der Wulflam (mithilfe verschiedenster Kräfte) herbeigeführt hatte. Zudem untergrub seine Reformpartei beharrlich die Vorrechte des Patriziats – ein zu ambitioniertes Vorhaben, das schließlich auch zu seinem Sturz und seiner Enthauptung führen sollte. Eigentlich ein politischer Werdegang, der, von der „Basis“ her gesehen, Anerkennung verdienen würde.

Vermutlich wollte Willi Bredel aber die herrschende Schicht prinzipiell als korruptiert und schlecht darstellen. Denn weiter hinten im Buch lässt der Autor sogar Störtebeker über seine ungewollte Führungsrolle nachdenken und die Frage aufwerfen, ob denn ein Mensch einem anderen vorstehen dürfe (man vgl., *Vitalienbrüder*, 112). Im Sinne des klassischen Marxismus geht die Macht schließlich vom Volk aus und hat die Auflösung des Herrn-Knecht-Verhältnisses zum Ziel.

Viel besser als Karsten Sarnow kommt Hermann Hosang im Roman weg.

Der historisch gesehen im politischen Schatten Sarnows stehende Hosang, ist in *Die Vitalienbrüder* ein tapferer Kämpfer für das Volk, der auch auf Störtebeker großen Eindruck macht.

Als ambitionierter „Kaufherr und Ratsmann“ besitzt Hosang das Schiff „Sancta Genoveva“ und ist zudem „ein erbitterter Feind der Wulflams“ (ebd., 39). Hosang selbst „[...] hatte sich zum Anwalt des Volkes gemacht“, und kämpft für Gerechtigkeit und eine „demokratische Stadtverfassung“ (ebd. 40). Der junge Klaus findet bei ihm Arbeit und wird zum Schiffsmann ausgebildet (man vgl. Punkt 4.2.1. *Der junge Klaus (Störtebeker) und seine Einflüsse*).

Ein Intrigenspiel der Wulflam – mitgetragen von Karsten Sarnow – führt den verzweiferten Hosang schließlich zu einer Mordtat, woraufhin an ihm selbst das Todesurteil vollstreckt wird.

Der Autor bedient sich hier des historischen Faktums, demzufolge Hosang einen Mordversuch an Siegfried verübt hatte und modelliert es für seine Erzählung um. Durch seinen frühen Tod kommt die literarische Figur Hosang auch nicht in die Gefahr, einer Korruptionsversuchung zu erliegen. Denn auch Sarnow wird erst mit Machtantritt zum Tyrann. Hosang ist zwar Ratsherr aber noch lange kein Bürgermeister.

Unter Umständen wollte Bredel aber auch einen guten, integeren, für das Volk denkenden und arbeitenden Politikercharakter schaffen. Dem Wesen der Sagenbildung folgend, das von historisch weißen Flecken profitiert, wählte auch er möglicherweise einen Ratsmann der Reformpartei, der – bis auf das Attentat – nicht im Licht der hanseatischen Geschichtsschreibung stand.

In *Die Vitalienbrüder* liefert Hermann Hosang jedenfalls als „Anwalt des Volkes“ die politischen Theorien und die moralischen Grundsätze zur Schaffung „freier demokratischer Bürgerstädte.“ Störtebeker, der der Mann fürs Grobe ist, faszinieren diese Ideen, und er möchte sie mit Schwert und Gewalt umsetzen. Gleichzeitig meint er, dabei Hosangs Tod rächen zu können.

In **KuBas** Ballade bleiben sowohl Hosang wie auch Sarnow ihren historischen Positionen einigermaßen verhaftet.

Während eines spontanen Aufruhrs des Volkes wird Hermann Hosang zum Mörder Roland Runges, woraufhin er in Ketten gelegt und abgeführt wird (*Störtebeker*, 26). Sarnow besänftigt die aufbrausende Meute und mahnt zur Vernunft. Kurz darauf erfährt er, die Bürgermeisterehre erhalten zu haben, was vom Patrizier Swerting „hämisch“ quittiert wird: „Der eine fällt – // der andre steigt die Stufen.“ (ebd., 38). Sarnow nimmt die politische Herausforderung an, im Glauben, auch seinem inhaftierten Freund Hosang helfen zu können. Dieser wird jedoch in Gefangenschaft ohne Prozess gerädert.

Karsten Sarnow ist ein Mann, der zu großes Vertrauen in die Politik legt – was ihm schließlich auch zum Verhängnis wird. Nach zwei Jahren kehren die Wulflams mit Hilfe der Hanse zurück, und Sarnow wird enthauptet. Störtebakers Kommentar scheint hier recht kühl: „Zu Rostock hat der Hansetag noch keinen Spruch gefällt, // fällt zu Stralsund schon Sarnows Kopf herunter. // Was dieser arme Kopf wohl nun vom lübschen Rechte hält?“ (ebd., 69). Die Botschaft des Autors ist klar: Revolution statt Evolution.

Dennoch lebt das Vermächtnis Sarnows weiter – und zwar in Form seines (fiktiven) Sohnes Detmar. Dieser taucht am Ende der Ballade an der Seite Goedeke Micheels und der Vitalienbrüder auf. Der junge Sarnow hat also kämpfen gelernt.

4.2.4. Der Vitalienbruder und Likedeeler Klaus Störtebeker und seine Mitstreiter

Trotz der ähnlichen Werdegänge des jungen Klaus Störtebeker in Bredels und KuBas Texten unterscheiden sich die Ausgänge in den beiden Werken doch grundlegend voneinander.

Beide Charaktere stehen nach ihren Jugendjahren, denen die Ausbildung zum kühnen Seefahrer und Kämpfer gewidmet ist, auf einem Scheideweg. Entweder können sie für den patrizischen „Mordbuben“ Wulflam segeln oder für Freiheit und Gerechtigkeit kämpfen. Klarerweise entscheiden sich beide Störtebakers für letzteres. Doch die zwei Likedeeler haben ein differenziertes Verständnis der beiden Konzepte. Und besonders was die Umsetzung zur Erreichung dieser Ziele betrifft.

Willi Bredels Protagonist wird nach der Ermordung Sarnows zum Vitalienbruder, segelt mit mecklenburgischem Kaperbrief gegen Dänemark und die Hanse und versorgt die belagerte Stadt Stockholm mit Viktualien. „Schiffsmeister Klaus und seine Gesellen führten ein freies, wildes Piratenleben.“ (*Vitalienbrüder*, 81).

Bei einem ihrer Raubzüge erbeuten Störtebekers Mannen einen „Sechsliter-Becher“, den Klaus natürlich auf einen Satz aussäuft. Daraufhin erhält er den Namen Störtebeker (man vgl. ebd., 82). Mit neuem Namen werden sie zu den tapfersten und verwegensten Piraten der Ostsee.

Klaus Störtebeker hatte zum Schwert gegriffen, und im Kampf gegen die Grausamkeit der Wölfe unter den Menschen kannte er keine Barmherzigkeit. [...] Doch niemals tötete er besitzlose Seeleute oder freiheitlich denkende Zunftbrüder; (ebd., 83)

Störtebeker lernt schließlich seine Mitstreiter kennen.

Michael Gödeke (hier ist Vor- und Nachname vertauscht) wird als „ehemaliger Zunftgeselle“ beschrieben, der durch die Patrizier in „Acht und Bann getan wurde.“ (ebd., 86). Ähnlich wie Störtebeker wird auch er von der Obrigkeit in die Rebellenrolle gestoßen.

Da der Name Goedeke Michels in den historischen Quellen des 14. Jahrhunderts „nur“ als Seeräuberhauptmann verzeichnet ist, dichtete ihm Bredel ganz einfach eine fleißige Arbeitervergangenheit an.

Neben Goedeke taucht noch Magister Wigbold auf. Ein Gelehrter, der „der denkende Kopf der Piraten“ ist (ebd., 82).

In der *Tratziger Chronik* (1855: 120) findet sich ein „[...] Wigbolden, welcher war ein promovierter magister in den freien kunsten.“ Für den historischen background ist also gesorgt. Der Autor nennt Wigbold zudem einen Schüler „des päpstlichen Widersachers John Wiclif.“ (ebd. 145).

Der aus Oxford stammende John Wyclif war ein bedeutender Theologe des 14. Jahrhunderts und bekannt für seine antiklerikale Einstellung. Beispielsweise verurteilte er den Reliquiendienst. Aufgrund seiner Beliebtheit beim Volk wurde er von der Kirche nie angeklagt.

In *Die Vitalienbrüder* spielt Magister Wigbold eine wichtige Rolle. Als Gelehrter unter den einfachen Seeräubern nährt er ihre Hoffnung auf Freiheit mit Geschichten über gelungene Bürgeraufstände. Zudem „[...] hatte Wigbold die ungeschriebenen Grundsätze der Likedeeler entwickelt [...]“ (ebd., 145). Störtebeker und seine Mannen trennen sich nämlich im Laufe der Handlung von den Vitalienbrüdern und segeln als eigene Crew unter dem Namen „Likedeeler“.

Auf seinen [Störtebekers] Schiffen gab es keine Unterschiede zwischen Herr und Knecht, arm und reich; alle Gesellen besaßen gleiche Rechte bei gleichen Pflichten, gleichen Beuteanteilen bei gleichem Kampfeinsatz. Die Vitalier waren Söldner gewesen, die «Likedeeler» aber freie Seeleute; einer stand für alle und alle für einen. [...] «Der Reichen Feind, der Armen Freund!» (ebd., 132)

Der Magister ist aufgrund seines Wissens der Misstrauischste unter den Piraten. Nicht einmal den Zunftbrüdern schenkt er sein Vertrauen. Aufgrund seiner Erfahrungen, die er in England gesammelt hat, ist er davon überzeugt, dass Macht korrumpiert. „Die weltliche Macht mußte von Grund auf erneuert werden [...] Wie und durch wen, das wußte er auch nicht.“ (ebd. 146). Aus Trotz wird er zum „Allerweltsfeind“ und „Piraten“. Den historisch motivierten Likedeeler-Sager „Gottes Freund und aller Welt Feind!“ legt der Autor in seinen Mund und fügt als Definition hinzu: „Für den Kommunismus, wie ihn die ersten Christen erstrebten, war die Welt noch immer nicht reif.“

Es scheint bei dieser Beschreibung, dass sich der Autor selbst über die Mittel zur Umsetzung seines politischen Programms noch nicht im Klaren war. Ob er sich zudem auf die Reife der Gesellschaft des 14. Jahrhunderts bezieht oder auf die Gegenwart der Vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts, ist nur zu erraten.

Der Magister ruft seinen Spruch das erste Mal bei Störtebekers Hochzeit in Ostfriesland laut aus.

Dies ist vom Autor kein zufällig gewählter Moment. Denn mit der Heirat beginnt Störtebekers Niedergang. Der proletarisch-revolutionäre Autor deutet die Frau nämlich als „Hemmschuh“ für den politisch engagierten Mann (man vgl. S. 63). Auch Störtebekers Rebellengeist wird durch diese Beziehung gebremst. Zudem beteiligt der Seeräuberhauptmann sich immer weniger an den Kaperfahrten seiner Gefährten,

worunter die Männerfreundschaft des Triumvirats Störtebeker-Wigbold-Goedeke merklich leidet. Auch dies ist ein sich sehr oft wiederholendes Motiv der kommunistischen Literatur. Durch den gemeinsamen politischen Kampf entstehen unumstößliche Männerbündnisse, deren größter Feind das weibliche Geschlecht ist.

Der vom Wein beflügelte Wigbold stichelt gegen den Bräutigam und meint laut, dass Zunftbürger nicht viel besser als Patrizier wären. Mit loser Zunge ruft er: „Aller Welt Feind“ (ebd., 135). Der „plebejische Pirat“ Störtebeker maßregelt daraufhin den Magister mit den aufbrausenden Worten „Der Armen Freund!“ – den ursprünglichen Schlachtruf beschwörend.

Diese Meinungsverschiedenheit läutet das Ende der Likedeeler ein.

Der Seeräuberhauptmann Störtebeker reagiert auf Wigbolds Ausruf besonders empfindlich, da er sich ganz dem Kampf für das Volk verschrieben hat. An der Friesenküste nämlich „träumt er von freien Bürgerstädten.“ (ebd., 134). Der in die Jahre gekommene Likedeeler versucht nun, nachdem sein Rachefeldzug gegen die Wulflams beendet ist, seinem Leben und seinen Taten einen neuen Sinn zu geben. Er erkennt, dass mit Schwert und Gewalt nicht alles erreicht werden kann. Störtebeker versucht sich daraufhin als Gesellschaftsdesigner.

Durch seine Heirat zieht es den einst so wilden Piraten nämlich in die beschaulich-bürgerliche Welt. In seiner gemütlichen Kammer erzählt er seiner Frau Geschichten von anno dazumal und plant im Kopf die große Revolution. Diese – so der Autor – muss jedoch auf der Straße und kämpferisch geführt werden, um erfolgreich sein zu können. Zudem wird Störtebeker zum diplomatischen Politiker und möchte mit einzelnen Hansestädten paktieren. Er ist bereit, sogar mit dem „volksfeindlichen“ Patriziat Kompromisse einzugehen. Ein fataler Rückschritt für einen wahren kommunistischen Revolutionär.

Als der Hamburger Rat Störtebeker zu Verhandlungen einlädt (natürlich eine Falle), erliegt der mächtige Seeräuber seiner Eitelkeit und gibt sich als mächtiger Verhandlungskünstler. Sein Rebellengeist fällt diplomatischem Politgeplänkel zum Opfer. Er verspricht der Stadt Hamburg Schutz und verlangt im Gegenzug die Aufnahme von Zunftbürgern in den Rat. Geblendet durch den Schein der Politik,

glaubt er dem Patriziat, das seinen Forderungen ohne Umschweife zustimmt. Die Politik erprobten Ratsherren geben sich zunächst als treue Bündnispartner, feilen allerdings schon an einem Plan, um Störtebeker und die Likedeeler zu vernichten.

Klaus Störtebeker hört auch nicht auf die Worte des Magisters, sein Schiff „rein zu halten.“ Gönnerhaft nimmt dieser nämlich jeden dahergelaufenen Likedeeler-Aspiranten auf. Klarerweise befinden sich Spione unter diesen Männern, die schließlich den großen Seeräuberhüptling durch eine List zu Fall bringen.

Zudem verbreiten Boten im Auftrag des Patriziats Lügen und Falschmeldungen, um die Likedeeler-Hauptleute zu entzweien – womit sie schließlich auch Erfolg haben. Störtebeker traut Wigbold nicht mehr und umgekehrt. Auf der Suche nach dem „abtrünnigen“ Magister segelt Störtebeker in die hamburgische Falle. Das Ruder wird mit Blei blockiert, der Waffenmeister ausgeschaltet und Simon von Utrecht und die „Bunte Kuh“ erledigen den Rest. Am Ende zappelt Störtebeker in einem aus Stahl geflochtenen Netz und ist endgültig besiegt. Zu spät erkennt er „Oh, Magister Wigbold, ich hab dir unrecht getan! ... Dein Mißtrauen war berechtigt. Ich war ein Narr, Patrizierworten Glauben zu schenken ... Verrat!“ (ebd., 151).

Auf seinem Schiff ist Störtebeker unbesiegbar. Er lässt sich aber in die von Intrigen gesponnene Welt des Adels locken und unterliegt schließlich der heimtückischen List und dem Verrat.

Am Beispiel Störtebeker-Wigbold verdeutlicht der Autor zudem, wie wichtig Zusammenhalt unter Genossen zur Umsetzung politischer Ziele ist. Denkt man an den Spanischen Bürgerkrieg, wo Breidel mitgekämpft hatte, erhält diese Thematik einen vordergründigen Stellenwert. Schließlich waren die Streitereien und teils tödlichen Auseinandersetzungen innerhalb der Linken nicht unwesentlich für deren Niederlage verantwortlich. Störtebekers Ansichten unterscheiden sich deutlich von denen Wigbolds. Ähnlich verhielt es sich bei den spanischen Kommunisten und Anarchisten, die schließlich ihre Meinungsverschiedenheiten nur mehr mit Waffengewalt lösen wollten. Lachender Dritter und Sieger war die Rechte.

Auch bei **KuBa** führt Störtebeker einen Kampf gegen die herrschende Klasse. Jedoch nicht als gewöhnlicher Vitalienbruder und Pirat.

Nach Sarnows Ermordung ruft Klaus Störtebeker zur Meuterei. Der Autor legt dem Schiffsmann sinngemäß die zweite Zeile des „Störtebeker-Liedes“ in den Mund. „Dann roven wir die See zu gleichen Teilen,“ (*Störtebeker*, 70). Der Likedeeler-Gedanke ist damit geboren und Störtebeker zum „Gleichteiler“ ernannt. Er kämpft „Damit die Unschuld auf der Erde // einen Anwalt hat.“ (ebd., 101). Dennoch wird der Begriff „Likedeeler“ erst 70 Seiten später das erste Mal verwendet.

Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, dass KuBa überhaupt kein einziges Mal die Worte „Pirat“ oder „Seeräuber“ für Goedeke und Störtebeker verwendet bzw. diese mit ihnen in Zusammenhang bringt. Goedeke wird zeitweise zwar ein Vitalienbruder, aber wider Willen. Störtebeker ist Likedeeler und vorbildhafter „Gleichteiler“. Doch selbst dieser Begriff wird äußerst sparsam verwendet. Aus Störtebekers Mund erklingt er sogar nur ein einziges Mal.

Der DDR-Nationaldichter KuBa wollte seinen Klaus Störtebeker naturgemäß nicht als plündernden und brandschatzenden Seeräuberhuptling darstellen. Denn dieser sollte ja schließlich mit jener Ballade zu einem deutsch-demokratischen Vorfahren mit Vorbildwirkung hochstilisiert werden. So trug der modebewusste Störtebeker beispielsweise zur Uraufführung 1959 ein feuerrotes Wams (man vgl. *Die Zeit*, 1959, Nr. 37).

Den Likedeeler-Sager „Dem lieben Gott zum Freund – der Welt zum Feinde.“ (ebd., 96) interpretiert KuBa auf seine eigene Weise. Als Störtebeker nämlich eine Frau recht salopp mit diesem Spruch begrüßt, antwortet diese: „Hier ist die Welt nicht – wir sind ein’ Gemeinde // von vogelfreiem Volk und treu mit Euch im Bund.“ (ebd., 96). Die Welt hat nach KuBa also doch ein Ende und ist nicht (nur) rund – zumindest was das soziale Gefüge betrifft. Im Vergleich mit der heutigen wirtschaftlich orientierten Einteilung der Erde in Erste, Zweite und Dritte Welt wirkt diese Perspektive eigentlich gar nicht so fremd.

Goedeke Micheel ist Störtebekers längster und engster Verbündeter. Während Schiffsmann Klaus Likedeeler wird, ist Goedeke beim Rostocker Bürgermeister von der Aa. Dort wird Micheel – bekannt als tüchtiger Seeräuberschreck – als Kaperfahrer angeworben, um gegen Dänemark zu segeln. Goedeke ist allerdings wenig begeistert

„Seeraub, Herr – ? [...] Vitalienbruder also! // Herr, das will mir nicht behagen...“ (ebd., 77).

Der Autor verweist hier natürlich auf historische Forschungsansätze, die Goedeke Michels als Vitalienbruder im Auftrag Mecklenburgs ausmachen. Da die literarische Figur nun aber Störtebkers anständiger Ziehvater ist, sträubt sie sich gegen diese Instrumentalisierung zum Freibeuter. Erst als Goedeke freie Hand gegen Wulflam gewährt wird sowie bei der Auswahl seiner Mannschaft und der potentiellen Beuteschiffe, stimmt er zu.

Weiter hinten im Text – im geheimen Likedeeler-Lager – trifft Goedeke wieder auf von der Aa. Der Bürgermeister verkündet ihm den Frieden mit Dänemark und damit die Aufhebung der mecklenburgischen Kapererlaubnis. Doch Goedeke lässt diese Botschaft kalt. Schon lange hat er sich auf die Seite der Likedeeler geschlagen und kämpft für Gleichheit und Freiheit. Der Schiffshauptmann will sich nicht mehr zum „redlich[en] Skipper“ degradieren lassen. Er hat Gefallen gefunden am schönen, freien Leben und prangert den „Zwiespalt“ der Welt an, den das reiche Patriziat schafft und maßlos auskostet. Störtebker fügt noch hinzu, diesen „Zwiespalt“ beenden zu wollen, um eine gerechte Welt zu schaffen. Von der Aa ist entsetzt, und ihm wird klar, „Das ist der Geist der Likedeeler!“ (ebd., 140).

Doch Goedeke und Störtebker sind nicht immer einer Meinung. Weiter vorne im Text bezichtigt Goedeke Micheel Störtebker sogar des Verrats („V. Episode, 7. Bild“). Der forsche Likedeeler stiehlt sich nämlich eines Nachts in die Kammer der dänischen Königin Margaretha und spricht stolz von seinem Kampf für Gerechtigkeit und das leidende Volk. Die ausgekochte Regentin nimmt ihm aber sogleich den Wind aus den Segeln und schlägt sich auf seine Seite. Sie bietet ihm die volle Unterstützung des Königshauses für sein Vorhaben an, wenn er nur unter dänischer Flagge segeln würde.

Historisch gesehen hatte Margaretha von Dänemark – obwohl mit der Hanse und Mecklenburg im Frieden – Seeräuber als „stehendes“ Heer besoldet, welches für sie munter die Nord- und Ostsee plünderte.

Störtebker lässt sich von der einflussreichen Margaretha bezaubern und fällt beinahe auf ihr verführerisches Angebot herein. Doch Ziehvater und Likedeeler Goedeke

Micheel erkennt den verräterischen Plan und ruft: „Klaus Störtebeker spielt // mit dem Verrate...“ (ebd., 136).

Aber es ist nicht nur Micheel, der das adelige Intrigenspiel durchschaut. Auch Magister Wigbold ist zur Stelle und richtet dem jungen Störtebeker den Kopf.

In der *IV. Episode, 5. Bild* begegnet Störtebeker Wigbold das erste Mal. Der Magister ist als Ketzter angeklagt und von Deutschen Ordensrittern in eine Tonne gesperrt. Auf Anfrage Störtebekers erklärt er ihm (ganz nach Breidel), er sei ein Jünger Wiclifs, denn dieser lehre das „reine Gotteswort“: „[...] es wird gepredigt, // so wie das Volk spricht – daß das Volk das Wort // des Herrn versteht – // [...] daß alles Kirchenland in den Besitz der Bauern übergeht.“ Störtebeker ist fasziniert, und Wigbold wird zum geistigen Führer der Likedeeler. Denn Störtebeker formuliert treffend „Wir sind mit Waffen klug, ihr seid mit Worten // klüger...“ Und diese Klugheit rettet Störtebeker schließlich auch vor der Verführung der königlichen Macht.

Doch es sind nicht nur Goedeke Micheel und der Magister, die Störtebeker umstimmen. Vor allem ist es seine geliebte Trebele, die unverhofft auftaucht und den wilden Likedeeler besänftigt.

Der Racheplan an den Wulflams ist in der Ballade zwar vorhanden, stellt aber dennoch keinen tragenden Handlungsstrang dar wie bei *Die Vitalienbrüder*. Vielmehr legt der Autor das Gewicht auf Störtebekers Suche nach Trebele. Als es nämlich zur Meuterei kommt, entzweit sich der beiden Schicksal. Störtebeker sucht verzweifelt nach seiner großen Liebe „Ich preß die Städte nach ihr aus“ – seiner eigenen Logik folgend „Die Rache wird mir meine Braut nicht finden // doch auf den Spuren meiner Rache // findet mich die Braut –“ (ebd., 101). Schließlich spürt Trebele ihn auch auf und bringt den verführten Likedeeler von seinem verräterischen Plan ab.

Goedeke, Wigbold und Trebele bereden den Likedeeler-Hauptmann, nach Friesland zu gehen. Denn die Friesen benötigen dessen Hilfe gegen die Hanse und bieten ihm zudem einen Hafen für die Beute und einen sicheren Platz zum Leben.

Den Likedeelern ist nach Friede und Eintracht zumute. „Trebele: Marienhaven klingt nach Frieden und // nach Kinderwarten.“ „Goedeke: Wolln eine Festung bauen.“ „Wigbold: Einen Gottesgarten.“ Und Störtebeker willigt daraufhin ein „Euch fügt sich // mein Schwert und Herz, // solange mein Atem reicht.“ (ebd., 138).

Beinahe unterliegt Klaus Störtebeker ein zweites Mal dem Charme und den Versprechungen des Patriziats und hätte sich wieder zum Knecht gemacht. Denn schon zu Beginn der Ballade spricht er ja vom „reichen Handelshaus Störtebekers“. Dank seiner Mitstreiter entkommt er aber den adeligen Verführungsversuchen ein weiteres Mal. Doch die nächste Falle lässt nicht lange auf sich warten – und schnappt dann auch zu.

Es kommt zum doppelten Verrat an Störtebeker. Der Friesenfürst Ken tom Broke liefert die Likedeeler, nachdem diese sich in Marienhaven niedergelassen haben, an die Hanse aus. Nach einer wilden Schlacht werden sie schließlich festgenommen, und Störtebeker zappelt hilflos im Netz.

Am Weg zum Richtblock wird er sich des Fehlers bewusst, schon wieder einem Adeligen sein Vertrauen geschenkt zu haben. Zudem ist ihm die materielle Gemütlichkeit zum Verhängnis geworden. „Besitztum ist ein Netz // mit dichten Maschen. // Wir schmiedeten // die Fessel selber und die Kette, //“ (ebd., 160).

Doch das Ende Störtebekers bedeutet nicht das Ende des (Klassen)Kampfes. Der Geist der Likedeeler lebt in der nächsten Generation weiter. So spricht der tapfere Streiter am Richtblock: „Viele Kleine werden groß // und stark die vielen Schwachen“ (ebd., 177).

4.3. Conclusio

In diesem Kapitel sollte die Entwicklung Störtebekers vom jungen Knaben zum gefürchteten Piraten und gütigen Likedeeler untersucht werden. Zudem waren auch Störtebekers Gefährten und Antagonisten Teil der Analyse. Da in den beiden Texten zumindest vom Namen her dieselben Personen auftreten, sollte auch ein Vergleich ihrer Charaktere angestrebt werden.

In beiden Texten ist eine Art Dreierkonstellation der Handelnden auszumachen.

Auf der einen Seite, der „bösen“, steht das Patriziat, repräsentiert durch das Adelsgeschlecht Wulflam. Auf der anderen Seite, der „guten“, steht das unterdrückte Volk, vertreten durch Sarnow (bei KuBa) und Hosang (bei Bredel). Der junge Klaus befindet sich als mittelloser Waisenjunge von Beginn an auf neutraler Position und somit in der Mitte, allerdings – als heranwachsender Held und fleißiger Proletarier – mit klarer Tendenz zur „guten Seite“. Im Laufe der beiden Geschichten nimmt er als zentrale Figur verschiedene Positionen ein bzw. kokettiert zumindest mit den beiden Welten, was auch die Handlung vorantreibt.

Die beiden Autoren arbeiten in ihren Werken weniger mit ausgefeilten Charakteren als vielmehr mit politisch orientierten Gruppierungen. So stehen sich Gut und Böse, Arbeiter und Patrizier, Knecht und Herr oft schablonenhaft gegenüber. Mit recht simplen Sätzen, wie „Patrizier blieb Patrizier.“, versucht beispielsweise der Erzähler in *Die Vitalienbrüder* (8) die Charakterzüge der Figuren zu „erklären“.

In der kommunistischen Literatur findet man nicht selten diese nach politischen Gesinnungen eingeteilten Charaktere. Da die Triebfedern dieses Genre natürlich der Kampf der Arbeiterklasse und der Sieg sind, hielten sich die meisten Autoren auch nicht lange mit komplexen Charakterstudien auf, sondern konzentrierten sich aufs „Wesentliche“.

In den hier besprochenen Texten ist die Figur des Klaus Störtebeker als Protagonist natürlich die Ausnahme. Als zentrale Gestalt sind seine Wesenszüge mehrschichtiger geformt. So lernt er im Laufe der Handlung sowohl die gute wie auch die böse Seite kennen und hadert das ein oder andere Mal auch mit seinem Schicksal. Störtebeker wird als Junge und als Mann beschrieben. Die von ihm dabei durchlaufenen Entwicklungsstadien sind auch psychischer Natur. Allerdings werden diese Prozesse nicht immer explizit beschrieben. In der Ballade, die ja als Theaterstück konzipiert war, ist dies natürlich auch genrebedingt.

Beide Autoren stellen Klaus Störtebeker als menschliche Figur mit Fehlern dar. Dieses Nicht-Perfekt-Sein führt den sagenhaften Piraten nicht selten in eine Zwickmühle, aus der er sich nur schwer wieder befreien kann. Und oft sind es überhaupt seine Mitstreiter, die ihn auf die Gefahren hinweisen und den passionierten Likedeeler

wieder klar sehen lassen. Bei KuBa ist es vor allem Goedeke und Wigbold. Trebele, als Geliebte und Mutter seines Kindes, gibt dem Likedeeler den nötigen Rückhalt.

Bei Willi Bredel übernimmt der kluge Magister Wigbold diese Wächter-Aufgabe. Und in dem Moment, in dem Störtebeker ihm nicht mehr vertraut, geht er auch den hamburgischen Patriziern in die Falle.

Beide Autoren verweisen durch diese Darstellung auf die Wichtigkeit von Zusammenhalt und Kameradschaft. Ohne gemeinsames Auftreten der Genossen hat auch die kommunistische Sache keine Zukunft, selbst wenn ein Einzelner so tapfer und kämpferisch dafür einsteht wie Klaus Störtebeker. Vor der „imperialistischen Versuchung“ ist niemand gefeit.

In diesem Sinne müssen *Klaus Störtebeker* und *Die Vitalienbrüder* als appellative Texte verstanden werden. In KuBas Ballade verdeutlicht dies der Epilog, der direkt ans „gute Volk“ gerichtet ist. Willi Bredel macht dies u.a. durch die Genrewahl („Historischer Roman für die Jugend“) deutlich.

Inwieweit nun die beiden Texte zur Schaffung eines kommunistischen und deutsch-demokratischen Störtebeker-Mythos beigetragen haben und in welchem Ausmaß, soll im nächsten Kapitel – unter Berücksichtigung aller vorangegangenen Untersuchungsergebnisse – analysiert und zusammengefasst werden.

5. Resümee

In diesem Kapitel sollen nun die einzelnen Elemente, die den deutsch-demokratischen Störtebeker-Mythologisierungsprozess charakterisieren, zusammengefasst und in Bezug zueinander gesetzt werden.

Willi Bredel schrieb *Die Vitalienbrüder* 1940 im Moskauer Exil. Als überzeugter Kommunist und militanter Klassenkämpfer zog er auch auf künstlerischer Ebene gegen das christlich-konservative Establishment und die Rechte zu Felde. So verfasste er einen „Historischen Roman für die Jugend“ mit klarer politischer Botschaft.

Der Autor recherchierte in der Lenin-Bibliothek über das hanseatische Deutschland des 14. Jahrhunderts und erkannte – seines Erachtens nach – klare klassenkämpferische Parallelen zur Gegenwart. Als gesellschaftlicher und politischer *Outlaw* in Nazideutschland fand er zudem „Verbündete“ in den Likedeelern und Klaus Störtebeker. Die spärlichen historischen Dokumente ließen ihm zur träumerischen Ausschmückung seines Romans große dichterische Freiräume.

Dem Autor war sehr deutlich bewusst, dass er eine fiktive und keine historisch korrekte Geschichte Störtebekers erzählen würde. Darum ging es ihm auch nicht. Vielmehr lag ihm an der literarischen Darstellung des ewigen Klassenkampfes zwischen Herrn und Knecht, zwischen Freiem und Sklaven, zwischen Patrizier und Plebejer. Den Worten Marx' folgend, deutete er „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften“ als „Geschichte von Klassenkämpfen“. So auch die Geschichte der Hanse und die Klaus Störtebekers (man vgl. S. 35 u. 36).

Theodor Fontane schrieb in Analogie zu Marx vom „Gespenst der Likedeeler“ (zit. nach HENNING, 2001: 91), das auf der „ganzen Welt“ umginge – und diesem Gespenst wollte Willi Bredel Gestalt einhauchen.

Anno 1950, also zehn Jahre später, wurde *Die Vitalienbrüder* das erste Mal publiziert. Und zwar in der DDR. Der klassenkämpfende, „plebejische“ Störtebeker passte sehr gut in die deutsch-demokratische Ideologie, besonders als Vorbild für die Jugend. Allerdings kann hier noch nicht von einem gelenkten Störtebeker-Mythos die Rede

sein. Dem Autor geht es in seinem Text nämlich nicht vorrangig um Klaus Störtebeker und die Likedeeler, sondern vielmehr um die Darstellung des Arbeiterkampfes und um die Verbreitung des kommunistischen Programms. Nicht selten mutet daher der Text wie ein Vehikel für ebendieses an. An das Schaffen eines deutsch-demokratischen Nationalhelden hatte Willi Bredel im Jahre 1940 aber sicher noch nicht gedacht.

Wohl aber Kurt Barthel (KuBa), Autor der 2. Generation. Seine *Störtebeker Ballade* ist ein parteipolitisches Auftragswerk, das das Prädikat DDR-archetypisch verdient.

1959 kam es zur Uraufführung des Theaterstücks, bei dem mehr als 2000 Schauspieler und Statisten mitwirkten. Ein Volksarmee- und Volksspektakel, das nur einen Zweck hatte: Den DDR-Bürgern ein Gefühl kommunistischer Vergangenheit und Tradition mit Hinblick auf die Zukunft zu geben.

Klaus Störtebeker war der DDR-Bevölkerung natürlich schon vor der Aufführung ein Begriff, und zwar aus der Volkssage. Dort kannte man ihn als wilden Piraten, der raubte und plünderte. Allerdings auch als jemanden, der den Reichen nahm und den Armen gab (man vgl. Kapitel 3.2.2. e) *Charakter und Eigenschaften*). Was man allerdings noch nicht wusste, war das „historische Faktum“, dass Klaus Störtebeker ein Vorkämpfer des Sozialismus wäre und folglich ein unumstößlicher Nationalheld der DDR. Dies verkündete nämlich der Nationaldichter KuBa in seiner Ballade, unterstützt durch die Propagandamaschinerie der SED – und somit war der deutsch-demokratische Störtebeker-Mythos konstruiert und geboren.

Die Vitalienbrüder wie auch die Ballade *Klaus Störtebeker* sind mit kommunistisch-sozialistischer Ideologie aufgeladene Texte. Die zentralen Botschaften sind jedoch unterschiedliche.

Im 1940 entstandenen Roman meint der Erzähler, „Für den Kommunismus, wie ihn die ersten Christen erstrebten, war die Welt noch immer nicht reif.“ (*Vitalienbrüder*, 146). Eine Feststellung, die im Text auf das 14. Jahrhundert gerichtet ist, allerdings auch mit Bezug auf die Gegenwart gelesen werden kann. Und dies vielleicht sogar mit einem Funken Hoffnung für die Zukunft, der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Was Willi Bredel hier leise anklingen lässt, scheint für Kurt Barthel längst schon passiert.

In diesem Sinne ist der Epilog (*Störtebeker*, 180) zu verstehen, der am Schluss der Ballade von „allen Mitwirkenden“ mit appellativer Wirkung dem Publikum vorgetragen wird.

„Likedeeler, Likedeeler, // das seid heute ihr. // Der Junker und der Pfeffersack // tun euch nicht weh: // Denn euer ist die Erde, // der Himmel und die See.“

Der Autor ruft zum Aufruhr gegen das alteingesessene Establishment und die herrschenden Reichen und beschwört den Geist der Kommunistischen Revolution.

Und ebenso beschwört er den Geist des sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaates, wenn es weiter heißt „Die Früchte der Erde // dem Knecht und der Magd. // Dem Hirten die Herde, // dem Jäger die Jagd. // dem Fischer den Fischfang, // Matrose, oh! // denn euer ist die Erde, // der Himmel und die See.“

Und um noch deutlicher zu werden. „Likedeeler – Likedeeler: // Frieden, das liegt an! // Der Friede liegt an – // Sozialismus voraus – // Die Arbeiter // Herren im eigenen Haus. [...] Und für alle lütten Leute // Like deel!“

Diese wie die wahr gewordenen Sehnsüchte Bredels klingenden, Zeilen kann man aus heutiger Sicht allerdings nur mehr mit viel Ironie und schwarzem Humor lesen. Als KuBa diesen Epilog schrieb, war nämlich der deutsche Arbeiteraufstand schon blutig niedergeschlagen worden (für den er sich „öffentlich geschämt hatte“) sowie der Ungarische Volksaufstand durch die Rote Armee. Von „Friede“ und „Like deel“ konnte beim besten Willen nicht die Rede sein.

Dennoch oder gerade deswegen galt es, den nationalen Heldenmythos vom kommunistischen Klaus Störtebeker unters Volk zu bringen, um somit die Treue zum Staat durch Traditionsstiftung zu stärken.

Willi Bredel kreiert in seinem Abenteuer-Roman einen kohärenten, sehr menschlich wirkenden Charakter, der eine schicksalhafte Entwicklung erfährt. Störtebeker wird als Mensch und als Pirat gezeigt, mit all seinen Stärken und Schwächen. Als Kompensationskraft für seine Fehler stehen seine Mitstreiter, allen voran Magister Wigbold, der „denkende Kopf der Likedeeler“ (man vgl. S. 105 u. 106).

Störtebeker wird durch das Patriziat in seine Piratenrolle gedrängt. Da er das Unrecht nicht mehr ertragen kann, greift er zum Schwert und schwört Rache gegen die herrschende Klasse. Er probt den Aufstand und ruft zur offenen Rebellion.

Historisch gesehen standen die Seeräuber natürlich in offenem Kampf mit der Elite. Die Likedeeler waren *Outlaws*, die sich dem sozialen Gefüge entzogen und ihren eigenen Mikrokosmos an Bord ihrer Schiffe geschaffen hatten (man vgl. Kapitel 1.4.2. *Die Likedeeler*). Willi Bredel erkennt darin den revolutionären Charakter der Freibeuter.

Im Roman verbindet der Autor diesen Rebellengeist nun mit den Revolten der Zunftbürger an Land und lässt die beiden Parteien schließlich gemeinsame Sache machen. Allerdings ist sich Bredel bewusst, dass Störtebeker wohl nie für die Zunftbürger in den Kampf gezogen ist. In dem „Brief des Autors an seinen Verleger“ legt er dies auch eindeutig dar (man vgl. *Vitalienbrüder*, 160).

Der Autorintention widerspricht diese Ungereimtheit jedoch nicht. Oberstes Anliegen Bredels war es schließlich, den Klassenkampf der Arbeiterbewegung zu thematisieren. Als Verfechter der marxistischen Geschichtstheorie legt er allerdings die Lehre in eine Zeit, in der Revolten keineswegs auf diese Theorie gestützt waren. Den sozialen Unruhen des 14. und 15. Jahrhunderts klassenkämpferischen Charakter zu unterstellen, ist eine vereinfachte Darstellung und nicht korrekt. Der Autor verfälscht in seinem Historischen Roman die Tatsachen. Durch diese politisch motivierte Darstellungsweise erfüllt er damit nur im Entferntesten die Ansprüche des von ihm gewählten Genres. Zusätzlich rückt das vom Autor verwendete Vokabular („Anwalt des Volkes“, „Volkspartei“, „plebejischer Pirat“ usw.) den Roman *Die Vitalienbrüder* eindeutig hin zur Kategorie marxistisch-kommunistische Propagandaliteratur. Und auch weitere typische Merkmale dieser literarischen Gattung lassen dies erkennen.

So nehmen die Figuren von Beginn an starre politische Haltungen ein (Plebejer-Patrizier), die ein aus der marxistischen Sichtweise „natürliches“ Konfliktpotenzial bergen und somit auch Triebfeder der Handlung sind. Der Protagonist (Störtebeker) wandelt zeitweise zwischen diesen beiden Polen.

Ein für die proletarisch-revolutionären Romane typischer bzw. von der KP geforderter Protagonist ist der „positive Held“. Ein Charakter, der im Laufe der Handlung die Seite zugunsten der Kommunisten wechselt oder im Klassenkampf für das Volk stirbt. In *Die Vitalienbrüder* ist letzteres der Fall.

Klaus Störtebeker ist von Anfang an ein für das Volk kämpfender Charakter. Sein kindliches Gerechtigkeitsempfinden entwickelt sich im Laufe der Handlung zu einem männlichen Revoluzzergeist, wie ihn die KP, die Kommunistische Partei, propagiert. Am Ende des Buches stirbt er im Kampf für die Zunftbrüder und seine politischen Motive. Zudem kann er nur durch Verrat besiegt werden.

Da Störtebekers Ende durch die Volkssage schon vorherbestimmt ist, setzt Willi Bredel diese beiden Elemente (Verrat und Tod im (Klassen)Kampf) geschickt für sich ein. Der Autor nährt den Verratsmoment zudem durch zwei Ereignisse, die wiederum charakteristisch für die kommunistische Literatur sind.

So lässt er den in die Jahre gekommenen Störtebeker heiraten. Der Autor deutet hier die Frau als politischen „Hemmschuh“, die den plebejischen Piraten ins bürgerliche Dasein verleitet (man vgl. S. 63). Sein Rebellengeist schwindet.

Auch seine Männerfreundschaften zu Goedeke und Wigbold leiden darunter. Besonders vom Magister – Vertreter des „Urkommunismus“ – wendet sich der Piratenhauptmann ab. Diese beiden Ereignisse schwächen den seefahrenden Revolutionär, und so ist es dem Patriziat möglich, ihn in die Falle zu locken.

Doch Klaus Störtebeker bleibt der „positive Held“. Denn er erkennt den Verrat, auch wenn es zu spät ist und stirbt im Kampf für das Volk und Proletariat. Selbst mit abgeschlagenem Kopf versucht er noch seine Genossen zu retten und damit den proletarischen Arbeiterkampf zu gewinnen.

Ebenfalls ganz im Sinne der Partei geht der Roman auch zu Ende. Die Patrizier sind neun Jahre nach Störtebekers Tod entmachteter, und die Zunftbürger stellen den Rat. Das Volk freut sich seiner „endlich gewonnen Freiheit.“ (*Vitalienbrüder*, 158). Was in der Kinematik landläufig als *Happy End* bezeichnet wird, trägt hier das literarisch-parteiliche Prädikat des „verordneten Optimismus“ (man vgl. ROHRWASSER, 1975: 38/9). Durch dieses historische Vorausgreifen sollte unter den Genossen der Glaube an die naturgesetzlich vorherbestimmte Revolution gestärkt werden.

Mit der Schaffung eines deutsch-demokratischen Störtebeker-Mythos hat Willi Bredel dennoch nichts zu tun – zumindest nicht direkt.

Denn der DDR-Nationaldichter KuBa greift in seiner Ballade die sozialrevolutionären Ideen Bredels auf und lässt seinen Störtebeker ebenso für das unterdrückte Volk kämpfen. Dennoch differiert die Ausarbeitung des Störtebeker-Charakters beträchtlich. Im Vergleich zu *Die Vitalienbrüder* wurde vom Autor in der Ballade viel ausgespart und dazugedichtet. Die Grundidee, Störtebeker als einen für das Volk kämpfenden Helden zu schildern, blieb. Doch schon hier lassen sich kleine aber doch sehr wichtige Änderungen feststellen.

Betrachtet man diese teils marginalen Unterschiede in den beiden Texten, deren Entstehungsdaten ganze 19 Jahre auseinanderliegen, lassen sich zudem sehr gut die polithistorischen Veränderungen wie auch der Zeitgeist der regierenden Partei aufzeigen.

Die *Klaus Störtebeker* Ballade ist ein Auftragswerk der SED, mit der Absicht, einen deutsch-demokratischen Nationalhelden zu schaffen. Willi Bredel wollte damals den ewigen Klassenkampf literarisch thematisieren. Störtebeker lässt er in diesem Sinne für die Machtergreifung der „Volkspartei“ kämpfen. Neunzehn Jahre später hatten die Kommunisten jedoch andere Prämissen. Sie waren schon an der Spitze angelangt und die SED erste und einzige Partei Ostdeutschlands. Klaus Störtebeker sollte nun vielmehr für den Erhalt und die Rechtfertigung ihres Herrschaftsmonopols eintreten. Zudem sollte er als Warner vor der imperialistischen Gefahr stehen.

Diese wichtigen Aufgaben konnte jedoch nur ein „aus der Tiefe der Geschichte in die Zukunft“ auftauchender Nationalheld bewältigen (man vgl. S. 49). Und um diesen mächtigen Heros zu schaffen, wurde ein neues, deutsch-demokratisches Mythengebilde um Klaus Störtebeker konstruiert. Um der Bevölkerung den Likedeeler aber nicht vollends zu entfremden, musste die Erzählung einigermaßen der Sage getreu ablaufen.

Der Autor KuBa unterlag deshalb (ebenso wie sein Vorgänger) der literarischen Auflage, Störtebekers Leben am Richtblock enden zu lassen. Grund für dieses Schicksal musste patrizischer Verrat sein. Diese Elemente waren dem DDR-Dichter natürlich zupass, bergen sie doch ein großes Heldenpotenzial. Störtebeker musste nur noch unter kommunistischer Flagge segeln – und diese war schnell gehisst.

Zur Uraufführung der Ballade steckte man den Störtebeker-Mimen beispielsweise in ein tiefrotes Wams. Wozu sich die *Zeit* in ihrer Ausgabe vom 11. 09. 1959 unter dem Titel „Störtebeker im roten Hemd“ in sarkastischem, aber mahnendem Ton äußerte.

Johannes R. Becher forderte 1929 in seinem Artikel *Unsere Front*, abgedruckt in der Zeitschrift *Linkskurve*, die Figur des „Breitschultrigen“ in der proletarischen Literatur (zit. nach ROHRWASSER, 1975: 22) – und KuBa leistet diesem Ruf Folge.

Gleich im „Vorspiel“ der Ballade wird „Jungknecht Klaus“ als „sehr starker“ und tapferer Proletarier präsentiert, der von der Obrigkeit unterdrückt, ja sogar gefoltert wird. Doch Klaus weiß sich zu wehren. Er erschlägt seine adeligen Unterdrücker mit einem Bierhumpen und flüchtet. Der DDR-Autor KuBa setzt hier ganz deutlich auf sozialistische Ästhetik und kommunistische Symbolik.

Klaus Störtebekers Kraft und seine kämpferischen Fähigkeiten verweisen jeden Gegner in die Schranken und lehren seinen Feinden das Fürchten. „Zwei Wappener auf einen Schiffsknecht, // und für Störtebeker drei genommen!“ (*Störtebeker*, 75).

Ebenso kann seine Trinkfestigkeit gedeutet werden. Im Laufe der Handlung leert Störtebeker einen Humpen Starkbier nach dem anderen, ohne dabei auch nur annähernd berauscht zu werden. Als echter proletarischer Mann stillt er eben nur seinen unbändigen Durst. Und dieser unbändige Durst verweist wiederum auf seinen Charakter.

Klaus Störtebeker ist ehrgeizig und arbeitsam. Er beweist eindeutige Führungsqualitäten, die ihn schließlich auch zum Likedeeler-Hauptmann werden lassen. Allerdings schafft er dies nur durch seine Mitstreiter. Denn besonders der junge Störtebeker ist zu wild und zu leidenschaftlich und lässt sich von der herrschenden Klasse nicht nur einmal den Kopf verdrehen. Dank seiner Genossen Goedeke und Wigbold kehrt er jedoch stets auf den rechten, den revolutionären Weg zurück. Und damit befolgt der Autor eine weitere Forderung der kommunistischen Literaturtheorie. Das Stück hat seinen „positiven Helden“.

In *Die Vitalienbrüder* wird der Seeräuberhauptmann – im proletarisch-revolutionären Sinn – durch seine Hochzeit politisch impotent. Die Frau hindert ihn am Klassenkampf. Bei KuBa – 19 Jahre später – nimmt die Frau eine andere Rolle ein.

Störtebekers Frau Trebele ist jetzt die treue Mitstreiterin und liebende Mutter. Sie ist kämpferisch zwar nicht aktiv dabei, erkennt jedoch die Falschspielerei der

herrschenden Klasse. Mit anderen Worten: Sie ist politisch gebildet. Der Autor geht sogar soweit, dass es Trebele ist, die Störtebeker aus der Welt des Patriziats lotst und ihn zum Sozialismus „bekehrt“. Dennoch bleibt sie „Frau“; sie verabscheut Waffengewalt und möchte ein friedliches Zuhause, um dort den gemeinsamen Sohn aufziehen zu können. Diese bürgerliche Gemütlichkeit wird den Störtebekers jedoch zum Verhängnis. Explizit wird der Begriff „Besitz“ vom kommunistischen Autor als ein Grund für ihren Niedergang genannt (*Störtebeker*, 160).

Hauptmotiv ist jedoch das Vertrauen, das Störtebeker in den Friesenfürst Keno tom Broke legt. Dieser verrät ihn nämlich an seine adeligen Freunde und somit ist der Likedeeler und mit ihm seine Gefährten gefangen – natürlich nicht ohne beeindruckenden Endkampf.

Die Botschaft des Autors ist klar: Wer Patrizier und Adelsmann vertraut, wird betrogen. Diese Warnung gilt natürlich stellvertretend für die „imperialistische Bedrohung“ aus dem Westen, die laut Ulbricht und SED nur versucht, den Osten zu „verseuchen“ (man vgl. S. 45).

Der Nationaldichter KuBa hatte den Auftrag der SED einen DDR-Nationalhelden zu schaffen. Dieser sollte traditionsstiftend wirken und die DDR als Staatsgefüge legitimieren – und somit die diktatorische Führungsriege (man vgl. S. 44). Und so bediente man sich des norddeutschen Piraten Klaus Störtebeker.

Dieser war aus der Volkssage bei der Bevölkerung bereits bekannt und konnte somit als historischer Ahne beschworen werden. Zudem hakte man bei Willi Bredels *Die Vitalienbrüder* ein, da dort der Seeräuber bereits zum kommunistischen Freibeuter „aufbereitet“ war.

Dass Störtebeker im 14. Jahrhundert gelebt hatte, bot sich zudem ausgezeichnet an. Schließlich wurden von verschiedensten DDR-Historikern stets Parallelen zu den Unruhen und Bauernaufständen des 15. Jahrhunderts gezogen. Und damit begründete man auch, Störtebekers „Erbe“ weiterführen zu wollen.

Der Störtebeker-Mythos der voran gegangenen Jahrhunderte wurde „historisch“ neu aufgepeppt. Durch das Propagandastück KuBas machte man die Bevölkerung glauben, Störtebeker sei ein sozialistischer Vorkämpfer gewesen. Wie alle Aufstände seien auch seine Kaperfahrten Revolten gegen die herrschende Klasse gewesen.

Störtebekers Eigenschaften wurden neu definiert. Magische Wesenszüge aus der Volkssage wurden ins Lächerliche gezogen und damit zerstört. In den Vordergrund rückte man das „Like deel“ und schuf damit einen deutsch-demokratischen Robin Hood. Zudem war Störtebeker kämpferisch, tapfer und einfach männlich. Alle Klischees der sozialistischen Ästhetik wurden bedient.

Wie verfälscht der deutsch-demokratische Störtebeker-Mythos ist, lässt sich anhand eines Beispiels ganz leicht demonstrieren. In KuBas Ballade wird der berühmteste Pirat Deutschlands kein einziges Mal als „Pirat“, „Seeräuber“, „Freibeuter“ oder „Korsar“ bezeichnet. Man präsentierte ihn nur als kommunistischen Kämpfer gegen die imperialistische Hanse. Und genau hier sollte das DDR-Volk anschließen.

Nämlich als Kämpfer für die sozialistische Sache an der Seite des Nationalhelden Klaus Störtebeker. Und so rufen alle Mitwirkenden am Ende des Stücks dem Publikum zu: „Likedeeler // das seit heute ihr // Sozialismus voraus“.

Die Charakterisierung Störtebekers als Robin-Hood-Figur und die Gleichsetzung der Likedeeler mit Kommunisten überlebte selbst den Zerfall der Sowjetunion.

Wenn auch nicht mehr als Nationalheld verehrt, wird Störtebeker heute noch in linken und autonomen Kreisen als kommunistisch und antiautoritärer Pirat und Kämpfer gegen die herrschende Klasse gefeiert.

So wurde beispielsweise im Jahre 1985 das Simon-von-Utrecht-Denkmal in Hamburg gestürzt und mit Pro-Störtebeker-Sprüchen versehen: „Störtebecker lebt“, „Nicht alle Köpfe rollen erst nach 500 Jahren“, „Wir kriegen alle Pfeffersäcke!“, „Bildet Banden“ und „Die Piraterie hat eine große Zukunft“.

Die Figur „Störtebeker“ wurde nach dem Zerfall der Diktatur aus ihrem deutsch-demokratischen Mythengebilde herausgelöst und in einen neuen, politisch aktuellen Kontext gesetzt. Die sozialistisch-revolutionäre Komponente blieb. Wichtig ist aber die differenzierte Sicht auf den Likedeeler-Hauptmann.

War er zu DDR-Zeiten eine offizielle „historische Größe“, kommt ihm heute lediglich symbolhafter Charakter als Sozialrebell und Revoluzzer zu.

So trägt beispielsweise eine Kaffeeröstung, die vom Hamburger Café-Libertad-Kollektiv vertrieben wird, den Namen „Störtebeker“ und ist „Die revolutionäre

Antwort [...] auf bürgerlichen Nachhaltigkeits- und Agenda-Schnickschnack.“ Mit anderen Worten: „Kaffee gegen die Pfeffersäcke!“ (www.cafe-libertad.de)

Friedrich DÜRRENMATT (1980: 13) meinte einmal: „Falsche Mythen führen zu einer falschen Politik.“ – und eine falsche Politik führt manchmal wohl auch zu einem falschen Mythos. Der deutsch-demokratische Störtebeker-Mythos muss hier leider für beide Fälle als treffendes Beispiel genannt werden.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

BREDEL, Willi: *Die Vitalienbrüder. Ein Störtebeker-Roman*. Rostock: VEB Hinstorff 1984.

DETMAR Chronik. In: *Die Chroniken der Deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*. 19 (1884). S. 118-189.

DÜRRENMATT, Friedrich: *Hingeschriebenes*. In: DÜRRENMATT, Friedrich: *Philosophie und Naturwissenschaft – Essays und Reden. Werkausgabe in dreißig Bänden*. Bd. 27. (1980), S. 11-14.

GRÖHLER, Harald: *Störtebeker. Volksheld und Pirat. Die Biographie*. Würzburg: Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn 2006.

HANSERECESSE: *Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 bis 1430: Abt. I, 1-5*. Hg. von Karl Koppmann. Leipzig: Duncker & Humboldt 1870-80.

HAKLUYT, Richard: *The principal navigations, voyages, traffiques, and discoveries of the English nation made by sea or over-land*. Glasgow: Hakluyt-Society Extra Ser. 1 1903.

KÄMMEREIRECHNUNGEN *der Stadt Hamburg* 1350-1470, Bd. 1 u. 2. Bearb. von Karl Koppmann. Hamburg 1869 u. 1873.

CHRONICA NOVELLA des Hermann Korner. Hg. von Jakob Schwalm. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1895.

KUBA (BARTHEL, Kurt): *Klaus Störtebeker. Dramatische Ballade in 6 Episoden, einem Vorspiel u. einem Nachspiel*. Leipzig: Hofmeister 1959.

KUBA (BARTHEL, Kurt): *Kuba. Gedichte. Eine Auswahl*. Berlin: Volk und Welt 1952.

MARX, Karl / Friedrich ENGELS: *Manifest der Kommunistischen Partei. Hauptwerke der großen Denker*. Kirchheim: Oldenbourg Taschenbuch o. J.

RICHTER, Evelyn: *Klaus Störtebeker. Dramatische Ballade in 6 Episoden, einem Vorspiel u. einem Nachspiel von Kuba. In der Inszenierung und dramaturgischen Einrichtung der Rügenfestspiele 1959 von Hanns Anselm Perten. Fotografiert von Evelyn Richter*. Leipzig: Hofmeister 1959.

RUFUS Chronik. In: *Die Chroniken der Deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*. 28 (1902), S. 1-343.

TRATZIGER's *Chronica der Stadt Hamburg*. Hg. von J. M. Lappenberg. Hamburg: Perthes-Besser & Mauke 1855.

SCHELLER, Thilo: *Klaus Störtebeker. Gottes Freund und aller Welt Feind. Eine Sage. Sonderausg. f. die Truppenbetreuung d. Waffen-SS. u. Polizei*. (2. Aufl.) Stuttgart: Truckenmüller 1942.

Sekundärliteratur

BENTS, Harm / Bernd FLESSNER u.a. (Hg.): *Störtebeker. Dichtung und Wahrheit*. Norden: Verl. Soltau-Kurier-Norden 2003.

BLASEL, Annelise: *Klaus Störtebecker und Gödeke Michael in der deutschen Volkssage*. Diss. Univ. Greifswald 1933.

BRACKER, Jörgen (Hg.): „*Gottes Freund und aller Welt Feind*“. *Von Seeraub und Konvoifahrt. Störtebeker und die Folgen*. Bremen: Zertani 2001.

BRACKER, Jörgen / Volker HENN u.a. (Hg.): *Die Hanse – Lebenswirklichkeit und Mythos*. Lübeck: Schmidt-Römhild 1999.

CORDSEN, Hans Christian: *Beiträge zur Geschichte der Vitalienbrüder*. In: *Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde*. 73 (1908), S. 1-29.

DAMALS. Das Magazin für Geschichte und Kultur. *Klaus Störtebeker. Der Pirat und sein Mythos*. April 2006. 38 Jg.

DOLLINGER, Phillippe: *Die Hanse*. Stuttgart: Kröner 1998.

FISCHBECK, Helmut: *Literaturpolitik und Literaturkritik in der DDR. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Berlin: Verlag Moritz Diesterweg 1979.

FUCHS, Thomas: *Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung zwischen Reformation und Aufklärung. Städtechroniken, Kirchenbücher und historische Befragungen in Hessen, 1500 bis 1800*. Marburg: Hessisches Landesamt für Geschichtliche Landeskunde 2006.

FRANCKE, Otto: *Für Bertram Wulflam*. In: *Hansische Geschichtsblätter*. 4 (1880-81), S. 87-105.

HEIDUK, Christoph / Almut HÖFER u.a. (Hg.): *Krieg und Verbrechen nach Spätmittelalterlichen Chroniken*. Köln: Böhlau 1997.

HENNING, Klaus J.: *Störtebeker lebt! Aspekte einer Legende*. In: BRACKER (2001), S. 80-97.

HOFFMANN, Erich: *Konflikte und Ausgleich mit dem skandinavischen Reich*. In: BRACKER/HENN, (1999) S. 66-78.

GRAUS, František: *Pest, Geißler, Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit*. Göttingen: Vandenhoeck Ruprecht 1994.

GRUNDMANN, Herbert: *Geschichtsschreibung im Mittelalter. Gattung, Epochen, Eigenart*. Göttingen: Vandenhoeck Ruprecht 1978.

KOEPPEN, Hans: *Führende Stralsunder Ratsfamilien vom Ausgang des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts*. Greifswald, Bamberg: Universitätsverlag 1938.

KOPPMANN, Karl: *Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage*. In: *Hansische Geschichtsblätter*, 7 (1877), S. 37-58.

Ders.: *Die Vitalienbrüder*. In: *Hanserecesse*. 4 (1877), S. V-XXIII.

LISCH, G. C. F.: *Beiträge zur Geschichte der Vitalienbrüder und Landstädte am Ende des 14. Jahrhunderts*. In: *Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde*. 15 (1850), S. 51-69.

MIDDELL, Matthias: *Marxistische Geschichtswissenschaft*. In: EIBACH, Joachim / GLOTTES (Hg.): *Kompass der Geschichtswissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002. S. 69-94.

PUHLE, Matthias: *Die Vitalienbrüder. Klaus Störtebeker und die Seeräuber der Hansezeit*. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1994.

ROHRWASSER, Michael: *Saubere Mädel – Starke Genossen. proletarische Massenliteratur?*. Frankfurt am Main: Verlag Roter Stern 1975.

RÜTHER, Günther: *Literaturbetrieb und Literatur in der DDR*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik Berend von Nottbeck: 1987.

SABROW, Martin (Hg.): *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2000.

SCHRADER, Thomas: *Störtebeker*. In: *Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte*. 15 (1892), S. 455-465.

SPRANDEL, Rolf: *Chronisten als Zeitzeugen. Forschungen zur spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung in Deutschland*. Köln, Wien: Böhlau 1994.

Lexika

DUDEN: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache Bd. 4., 2. Auflage 1994.

DUDEN: Das Herkunftswörterbuch. Bd. 7. 2. Auflage. 1997.

Internetseiten

Die Zeit: <http://www.zeit.de/1959/37/Stoertebeker-im-roten-Hemd> (16. 06. 2008)

Cafe Libertad Kollektiv. www.cafe-libertad.de (22. 05. 2008)

Anhang

Interview mit Dietrich Schlederer, Schauspieler an der Bühne Rostock von 1960-1962, bezüglich seiner Rolle als Ritter bei den Störtebekerspielen auf der Insel Rügen; geführt im August 2005.

1. Wie sind Sie an die Bühne Rostock gekommen?

Ich war als junger Mann am Mozartheum Salzburg, damals noch Akademie für Musik und darstellende Kunst, und bei einer Vorstellung war ein Dramaturg der Bühne Rostock anwesend. Der hat mich dann gefragt, ob ich nicht an die Bühne Rostock kommen möchte. Ich dachte mir, aber das ist ja die DDR! – aber es war zu dieser Zeit auch bekannt, dass das Theater der DDR ein sehr gutes Theater war, das Berlin Ensemble, das Brecht Theater, Maxim Gorki Theater usw. ... und als ich damals nach Rostock ging, hat es ja die Mauer noch nicht gegeben. Die wurde erst 1961 gebaut, und da war ich auf der Insel Rügen.

2. Sie spielten viele Stücke unter dem Dramaturg Hans Anselm Perten, der auch KuBas Störtebeker Ballade inszeniert hatte. Wie war Ihr Verhältnis zu ihm?

Ich war damals ein blutjunger Anfänger und wurde sehr gefordert. Ich hab dort alles gespielt, damals unter dem Generalintendant Hans Anselm Perten, und der mochte mich. Das war eine sehr angesehene Persönlichkeit, politisch sehr aktiv, ein Parteimitglied ... aber der mochte mich – auch als Propagandazweck... Da waren plötzlich Interviews von mir in der Zeitung, die ich nie gegeben habe, mit Bild usw. So wurde man damals eben missbraucht von der DDR-Politik, die jungen Schauspieler.

3. *Wie sahen Sie damals als 25-jähriger die politische und gesellschaftliche Situation in der DDR?*

Zum Teil eben sehr bedrückend. Ich unterhielt mich gerne mit den Leuten und erzählte von meiner Heimat, bis ich schließlich eine Mitteilung erhielt, dass dies nicht gerne gesehen wird, weil es als Propagandamittel verstanden wird. Und wenn ich dies nicht unterlasse, würde man mich ausweisen. Ein dreiviertel Jahr wurde ich auch bespitzelt.

4. *Kannten Sie bereits den DDR-Autor Kurt Barthels aka KuBa? Wie haben Sie ihn kennengelernt?*

Barthel war Oberspielleiter am Theater Rostock. Mein erster Eindruck war: ein sehr gebildeter und gescheiter Mensch, gar nicht unsympathisch. Und ich bin sehr gut mit ihm ausgekommen. Und er wollte auch, dass ich ein bisschen mitarbeite. Er wusste, dass ich auch ein bisschen schreibe, für mich als Hobby. Er hat mich dann gefragt, ob ich denn nicht mit ihm zusammen etwas schreiben möchte. Aber ich habe abgelehnt, denn die Art und Weise, wie er die Themen bearbeitete, war dann doch nicht meine. Und das hat er akzeptiert.

5. *Wie liefen die Vorbereitungen und Proben zu dem Stück Störtebeker ab?*

Das war eben auf der Seebühne Rügen, eine sehr imposante Bühne, wo 20.000 Menschen reinpassen. Sehr, sehr schön, man hat das Meer gesehen usw. Hans Anselm Perten führte höchstpersönlich Regie, und ich spielte einen Ritter. Ich musste auf einem Pferd in diese Bühne hineingaloppieren, und hinter mir 20 Knechte. Aber ich konnte nicht reiten, ich sollte der Erste sein, aber das Pferd ging mir durch, und die Knechte überholten mich. Schließlich bekam ich dann Reitunterricht, aber es war eine sehr lustige Situation.

Aber die Proben waren sehr mühsam, es war eine unheimliche Statisterie, und es gab auch eine Seeschlacht. Von der Marine, das war schon sehr imposant. Da gingen Schiffe unter usw. Das konnte Perten sehr gut, mit so vielen Statisten arbeiten. Das hatte natürlich eine große Wirkung, solche Massenauftritte. Und natürlich alles rein politisch.

6. *War das Stück (Ihrer Meinung nach) eine politische Inszenierung?*

Wenn ja, wodurch machte sich dies bemerkbar?

Ja, alles eben rein politisch, um das Volk umzuerziehen, das war ja die Aufgabe des DDR-Theaters. Plötzlich schwenkten Statisten die DDR-Flagge usw. und die Figur Klaus Störtebeker ist ja natürlich auch total verfälscht, ein Kämpfer für die Armen, der die Reichen einfach niedermäht. Und das war er ja nicht, er war ja ein Pirat. Und in der DDR war er ein Volksheld, der nett und brav ist und die Armen beschützt.

7. Verspürten Sie dabei einen parteilichen Druck bzw. wurden Sie zu einer bestimmten Form der Darstellung gedrängt?

Direkt verspürte ich es nicht. Und Perten besetzte mich auch nicht für zeitgenössische Stücke. Er kannte mich und wusste, dass ich nicht gegen den Westen hetzen konnte. ... Doch einmal musste ich bei *Dantons Tod* mitspielen, das KuBa total umgeschrieben hatte. Das war schon sehr schlimm, total umgeschrieben, nur für die DDR gedacht. So gesehen war ich natürlich auch mitten drinnen in dieser politischen Situation.

8. Sie haben im Jahr 1962 die Bühne Rostock verlassen. Warum?

Als die Mauer gebaut wurde, wurde mir bewusst, wie furchtbar die Situation in der DDR eigentlich war. Zu dieser Zeit schrieb ich sehr viel, auch ein Theaterstück, eine Skizze, gegen dieses Regime, um meinem Ärger Luft zu machen. Und eines Abends kam ich nach Hause, und es war eingebrochen. Die Schubladen waren aufgebrochen, und auch das Theaterstück war weg. ... da wurde mir schon ein bisschen schwummrig. Ich habe schließlich meine Sachen gepackt und habe mit dem nächsten Zug Rostock verlassen, nach Salzburg. Das war der Grund, warum ich weggegangen bin, weil ich Angst gehabt habe. Eine Woche später kam ein vier Seiten langer Brief von Perthen, der mir schrieb, ich solle doch zurückkommen, mir passiert nichts. Aber ich bin dann doch nicht zurückgegangen.

Vielen Dank für das Interview.

Abstract

Über den norddeutschen Piraten Klaus Störtebeker, der am Beginn des 15. Jahrhunderts sein Ende am Richtblock fand, ranken sich etliche Mythen und Legenden.

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist die Untersuchung der staatlich gelenkten Mythenbildung zur Zeit der DDR-Diktatur. Anhand der beiden Texte *Die Vitalienbrüder – ein Störtebecker-Roman* von Willi Bredel und *Klaus Störtebeker – Dramatische Ballade* von KuBa werden literarische, politische und historische Elemente untersucht, die den deutsch-demokratischen Mythologisierungsprozess der norddeutschen Piratenfigur Klaus Störtebeker charakterisieren.

Es werden zudem die für die beiden Texte relevanten Sagen- und Legendenkomplexe, die bis ins Jahr 1550 zurückreichen, analysiert und miteinander verglichen. In der Volkssage wird Klaus Störtebeker meist als wilder, manchmal aber auch als gütiger Seeräuber dargestellt. In der DDR-Literatur hingegen liegen seine Stärken im proletarisch-sozialistischen Arbeiterkampf.

Besonderes Augenmerk wird auch auf das spätmittelalterliche und deutsch-demokratische Verständnis von Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung gelegt und deren gezielte Umsetzung zur Legitimation des Herrschaftsmonopols.

Kern der Untersuchung ist hier die politisch motivierte Veränderung des Störtebeker-Mythos nach marxistischer Geschichtsauffassung. Klaus Störtebeker sollte als urkommunistischer Vorkämpfer und norddeutscher Robin Hood ins kollektive Gedächtnis der DDR-Bevölkerung eingehen. Um ihren Herrschaftsanspruch zu rechtfertigen, setzte die Sozialistische Einheitspartei Deutschland (SED) auf Traditionsstiftung durch manipulierte Vergangenheitsdarstellung.

LEBENS LAUF

Name: Lucas Elmar Jenni
Geburtsdatum: 24. 02. 1981
Wohnadresse: Innsbruck, 6020, Höhenstrasse 5
Staatsbürgerschaft: Österreich
Familienstand: Verheiratet

AUSBILDUNGSWEG

1987 - 91 Volksschule Barmherzige Schwestern, Innsbruck
1991 - 99 Akademisches Gymnasium Innsbruck Angerzellgasse, mit
anschließender Reifeprüfung
1999 - 03 Studium der Germanistik und Romanistik an der Universität Innsbruck.
02/2003 Umzug nach Wien; Fortführung des Studiums; zudem
Lehrveranstaltungen an der Theaterwissenschaft belegt
2006/7 Zweisemestriger Erasmus-Aufenthalt in Barcelona

(VOR)BERUFLICHE TÄTIGKEITEN

1995 - 99 Zeitarbeiter bei Firma Multimind (Trenkwalder)
seit 1999 Teilzeitangestellter Versicherungsbüro Elmar Jenni AG
2000 - 01 Callcenter Telekom Innsbruck